Israelitische Wochenschrift

Nr. 35. | Berlin, 26. August 1904. | Jahrgang XIII

Jüdische Gemeinde

Gottesdienst.

Freitag, den 26. August, abends $7\frac{1}{4}$ Uhr.
Samstag, den 27. August, in allen Synagogen morgens 9 Uhr.
Predigten: Synagoge Lindenstr., vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Prof. Dr. Maybaum.
Jugendgottesdienst: Synagoge Lindenstraße, nachm. 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal.
Abendgottesdienst 7 Uhr 53 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: in der Synagoge Kaiserstraße morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr. Vom 1. September ab um $6\frac{1}{2}$ Uhr.

Die alte Synagoge Heidereutergasse 4/5 bleibt bis auf weiteres geschlossen.

Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums

in **Berlin, Lindenstr. 48/50.**

Das Winter-Semester 1904/05 beginnt am **17. Oktober.** Anmeldung nimmt der zeitige Vorsitzende d. Lehrerkollegiums, Herr Rabbiner Professor Dr. S. Maybaum, Hinter der kath. Kirche 1, entgegen.

Israel. Synagogen-Gemeinde Adass Jisroel.

Vom 28. d. Mts. ab befindet sich unser Bureau **Artilleriestraße 32.** Daselbst erfolgt Vermietung der Plätze unserer neuerbauten Synagoge, wie auch Umtausch der Interimsscheine gegen Jahresplatzkarten in den Stunden **8–12** vorm., **4–6** nachm.

Der Vorstand.

Jüdische Religionsgemeinde Charlottenburg.

Der Verkauf von Einlaßkarten für die Synagogen **Schulstr. 7** und **Rosinenstr. 3** findet **werktäglich nachmittags 5–7, Sonntags 12–2 Uhr,** in der **Synagoge Schulstraße 7** statt.

Der Vorstand.

Israelitisch-theologische Lehranstalt in Wien.

Das Schuljahr 1904/05 nimmt **Dienstag, den 4. Oktober** seinen Anfang; die Aufnahme-Prüfungen, zu welchen nur die früher schriftlich Angemeldeten zugelassen werden können, finden **Dienstag, den 4.,** und **Mittwoch, den 5. Oktober d. J.,** statt. Die Vorlesungen beginnen **Donnerstag, den 6. Oktober.**

Der Rektor: **Prof. Dr. A. Schwarz.**

In unserer Gemeinde ist die Stelle eines

Rabbiners

neu zu besetzen. Dieselbe ist mit einem festen Gehalt von 3600 Mark dotiert, bei freier geräumiger Wohnung. Die Anstellungsmodalitäten bleiben mündlicher Vereinbarung überlassen. Nähere Auskunft erteilt Herr Rabbiner **Dr. Carlebach,** hier. Meldungen, denen Lebenslauf und Zeugnisse beizufügen sind, sind an den unterzeichneten Vorstand zu richten.

Memel, 9. August 1904.

Der Vorstand der Synagogengemeinde.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 35 Berlin, 26. August 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Zeremonialgesetz und Moral.

Von Rabbiner Dr. **B. Seligkowitz**-Köthen.

Bei Gelegenheit der Entwicklung des Begriffs des sittlichen Handelns, wobei es hauptsächlich auf die Verbindung der äußern Handlung mit der innern Gesinnung ankommt, sucht Maimonides den Hinweis der Bibel auf Lohn und Strafe in folgender Weise zu rechtfertigen: Wenn dennoch, sagt Maimonides, in Bibel und Talmud auf Lohn und Strafe nachdrücklich hingewiesen und so durch Erregung von Furcht und Hoffnung eine Einwirkung auf das religiöse und sittliche Leben versucht worden ist, so geschah dies mit Rücksicht auf die vielfach vorkommende Unreife in sittlicher Beziehung, und weil unsere Religionslehrer als tiefe Kenner der Menschennatur einsahen, es sei fürs erste wenigstens notwendig und wertvoll, das äußere richtige Verhalten zu sichern, während die Vollkommenheit des sittlichen Standpunkts allerdings erst bei innerer Zustimmung und Anregung vorhanden sei. Maimonides erläutert dies sehr ansprechend durch ein Gleichnis: Ein Kind, das den Schulbesuch und das Lernen erst liebgewinnen soll, werde vorläufig dafür mit Versprechung von Genuß und Vorteil gewonnen, die nach den Fortschritten seiner Entwicklung nötigenfalls zu immer höhern Gegenständen emporsteigen, ohne den eigentlichen Zweck des Lernens geltend zu machen, weil der Wert des Lernens und Wissens dem Kind durchaus unverständlich sei und ein Antrieb für sein Streben noch nicht vorhanden sein könne. Und dieses Verfahren sei nachahmenswert bei der Erziehung der Jugend und der ungebildeten Menge; da müßten bei völliger Unfähigkeit zu einer idealen Anschauung die äußern Beweggründe des Lohns und der Strafe als einstweiliger Notbehelf angewendet werden.

Die Furcht ist das niedrigste Erziehungsmittel. Es setzt voraus, daß dem Guten in der Menschenseele alle positiven Anknüpfungen fehlen, und wendet sich deshalb an das Prinzip des Bösen, an den gemeinen Egoismus, um dem Menschen durch Vorhaltung peinlicher Strafen das Verlassen fündiger Bahnen abzugewinnen. Das Mittel der Lockung durch verheißene Freuden ist schon um einen Grad würdiger; es ist schon geeignet, den Sinn für positive Güter zu wecken, die zu erreichen und zu fördern auch im Sinn wahrer Sittlichkeit ist. Aber noch ist hier die Gesinnung in ihrer selbstischen Verfassung belassen, noch ist hier auf den natürlichen Egoismus gerechnet, der doch von einer wahrhaft versittlichenden Einwirkung vielmehr verneint, ausgerottet und durch edlere Willensrichtungen ersetzt werden sollte. Durch Fortgebrauch des Mittels der Furcht und der Lockungen wird also sittlicher Verderb geschaffen anstatt sittlicher Hebung. Ehe es jedoch möglich ist, aufzusteigen zu Einwirkungen solcher Art, die das Innere der Gesinnung umbilden und den selbstischen Trieb des Egoismus in das Gegenteil umschaffen, in den Trieb, der das Gute, Göttliche, Ideale als solches liebt und will, wird, noch näher dem Standpunkt der Furcht, Ehrfurcht und heilige Scheu erreichbar sein, in der schon ein stilles Wohlbehagen an dem idealen Gehalt zu dämmern und über den selbstischen Trieb Herr zu werden beginnt. So ist das nächste Mittel zur Einwirkung auf das Innere der Gesinnung der Eindruck heiliger Autoritäten, und die Gesinnung achtungsvollen Gehorsams wird hierdurch sich an Stelle des Egoismus gesetzt.

Allein der allgemeine Charakter des unsere Zeit beherrschenden Geistes verträgt sich mit dem Begriff und dem Prinzip der Autorität nicht, am allerwenigsten auf religiösem Gebiet. Nicht nur die Stufen der Furcht und der Lockung, sondern auch die der Autorität sind längst überschritten, und allenthalben

dürften die Seelen nur nach freigewonnener eigener Ueberzeugung, durch klares und begründetes Erkennen des einzelnen Inhalts gewonnen werden. Kritik, Erkenntnis des geschichtlichen Werdens, Begreifen, wie Institutionen sich allmählich herausgebildet haben, Untersuchung der Autoritäten, Fragen nach deren Berechtigung, Zurückführung ihrer Bedeutung auf das rechte Maß, das ist der Geist, der den heutigen Kulturmenschen beherrscht.

Die Beschäftigung mit der kritischen Wissenschaft erzeugt auch die kritisch-wissenschaftliche Behandlung der religiösen Dokumente, der Bibel, des Talmuds und der talmudischen Schriften, ferner die philosophische Beleuchtung der Dogmen und religiösen Gesetze. Die kritische Wissenschaft, die analytisch zu Werk geht, kann daher nur zersetzend wirken. Die Bibelkritik bezweifelt die einheitliche Abfassung des Pentateuch. Die wissenschaftliche Behandlung des Talmuds zeigte ferner, daß seine Lehrsätze nicht immer logische Folgerungen der Bibel seien, sondern Folgerungen der damaligen Zeitverhältnisse. So ging die reformanstrebende kritische Wissenschaft Schritt für Schritt, bis sie dem vollständigen Radikalismus anheimfiel. Wohin sollte das führen? Was sollte an Stelle der bestrittenen Autoritäten, der bestrittenen Dokumente, der bestrittenen Gesetze treten? Auf welche Weise kann es gelingen, trotz der kritischen Wissenschaft, die alle Autoritäten vernichtet, die ganze Tradition aufrecht zu erhalten?

Den Weg dazu gibt uns wieder Maimonides in seiner Lehre über den Begriff des „höchsten Gutes". Die Religion, sagt Maimonides, hat den Zweck, einerseits dem Menschen in seiner Hilflosigkeit und Schwäche gegenüber den blinden Mächten der Natur Halt und Stütze zu gewähren, andererseits die geistigen Freuden zu schaffen und zu mehren.

Welches sind nun die höheren, wahrhaften Freuden? Dies, sagt Maimonides, zeigt schon das irdische Leben. Die größten Anstrengungen der Menschen sind nicht so sehr auf Speise und Trank gerichtet, als vielmehr auf Ehre, Ansehen usw. Die höchste geistige Lust aber ist das Streben nach Gotteserkenntnis, d. h. das Streben des Menschen nach dem Wahrheits-, Schönheits- und Sittlichkeitsideal; denn das göttliche Wesen ist der Träger dieser Ideale, weil es die höchste Liebe, die höchste Wahrheit und die vollendetste Schönheit ist. Da aber Ideale im irdischen Leben niemals zu erreichen sind, sondern in immer weitere Ferne gerückt werden, je mehr wir uns ihnen zu nähern glauben, so würde demnach die höchste geistige Freude des Menschen lediglich in dem beständigen Streben nach diesen Idealen bestehen, und die Förderung des Strebens nach diesen göttlichen Idealen bildet darum den positiven Inhalt der Religion.

Dieser Zweck wird nun erreicht durch die vielen besonderen Religionsvorschriften, die als der Weg angegeben sind, der uns zu dieser Bestimmung führt. Jedes Hindernis auf diesem Weg heißt Sünde; die Ausübung der Gebote heißt Befreiung von der Sünde; d. h. wer aus Liebe einem Teil der Gebote nachgekommen ist, sieht sich für die Folge auf dem Weg nach den Idealen gefördert und die Hindernisse beseitigt; wer dagegen die Gebote und die Vorschriften verächtlich zu versäumen begonnen, findet dann auf dem Weg nach diesen geistigen Gütern allenthalben Schwierigkeiten und Hindernisse.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist jede theoretische Erörterung über Autorität der Tradition und die Zeitgemäßheit oder Unzeitgemäßheit der religiösen Vorschriften, insoweit es sich hier um die Förderung des dem Menschen angeborenen praktischen Bedürfnisses nach diesen geistigen Idealen handelt, ganz irrelevant. Es ist ganz einerlei, welche Motive diese Vorschriften zeugten, aus welcher Zeit sie stammen, wer der Urheber war, da der Zweck hinsichtlich des praktischen Bedürfnisses des Menschen nach den geistigen Idealen ein bleibender ist. Die ganze Tradition mit der ganzen Masse von Vorschriften ist ja selbst von dem Standpunkt der freisinnigsten Kritik das Resultat der Entwicklung der Geschichte des Judentums; sie ist gleichsam die Verkörperung des Judentums, und ein Judentum ohne Tradition ist undenkbar.

Deshalb sollte man weniger auf Autoritäten pochen, als vielmehr **Vorbilder** und **Muster** aufstellen, zu denen wir mit Ehrfurcht und heiliger Scheu emporblicken können. Die Auswahl an derartigen Vorbildern ist unendlich groß. Der wahrhaft religiösen Männer gab es viele innerhalb des Judentums, die in der strikten Beobachtung der religiösen Vorschriften ihre höchste Befriedigung fanden; und in dieser Ehrfurcht, in dieser heiligen Scheu vor solchen Vorbildern liegt gewiß ein stilles Wohlbehagen an dem idealen Gehalt. Kurz, man sollte gegenüber der wissenschaftlichen Reform mehr das **praktische, sittliche** Moment der religiösen Vorschriften und der Tradition hervorheben. Allen Religionsübungen, allen Gesetzen, allen Regeln und Vorschriften sollte die Moral als höchste Instanz, als positiver Inhalt gegeben werden. Die Moral ist das höchste Gut, das angestrebt werden muß, und jedes Gebot befestigt den Menschen in der Sittlichkeit.

Wir kommen hiermit zu einem Punkt, den das Christentum als Trumpf gegen das jüdische Zeremonialgesetz ausspielt, nämlich die Verwerfung des Standpunkts, nach dem die Moralität der Handlungen nicht darin bestehe, daß sie um des vorgeschriebenen Gesetzes willen geschehen, sondern daß sie in der eigenen Gesinnung wurzeln und aus freier Selbstbestimmung hervorgehen müsse. Nicht die gesetzliche, zwingende Vorschrift dürfte als maßgebende und treibende Kraft wirken, sondern die freie Liebe.

Indeß auch das Judentum hat diese Theorie und Idealität; es hält nur vorerst den **gesetzlichen** Standpunkt als Anfangsstufe sittlicher Entwicklung und moralischen Strebens für jeden einzelnen fest, und gibt den **höhern, idealen** Standpunkt als weitere Stufe zur Erstrebung auf. Die Erreichung dieses Ziels aber ist individuell; für die Gesamtheit ist die gute Handlung und die Moralität des gesellschaftlichen Zusammenlebens nur gesichert, wenn sie **gesetzlich** vorgeschrieben ist. Die „Liebe" als höheres Ziel stellt auch das Judentum auf; die höhere Vollendung als Prinzip besserer Moral ist nicht erst durch das Christentum geschaffen worden.

Wir heben als Beispiel die Armenunterstützung heraus. Das Judentum ordnet diese auf dem Weg der Gesetzgebung durch vorgeschriebene Zehntenabgabe und andere Einrichtungen, begnügt sich aber nicht damit, sondern erklärt: „Hiermit wird die Armut noch nicht vollständig beseitigt werden; wo du sie auch findest, verhärte nicht dein Herz und verschließe nicht deine Hand, sondern gib noch dazu aus freiem Antrieb, aus „Liebe", so viel nötig ist". Und so ist Wohltätigkeit von jeher ein dauernder Vorzug in den Herzen und in dem Leben der Juden. Erst in der jüngsten Zeit kommt man auch christlicherseits darauf, der Not der Armen auf gesetzlichem Weg zu steuern. Man nennt dieses zwar „praktisches Christentum", im Gegensatz zu dem „theoretischen", das sich auf die „freie Liebe" beschränkt. In Wahrheit aber ist dies eine Rückkehr zu dem jüdischen System der „Gesetzesvorschriften". Zunächst muß gegeben werden; die Armen können nicht auf die „freiwillige" Gabe warten; diese würde nur ausreichen, wenn **alle** auf der gleichen Höhe sittlicher Vollendung ständen. Man ist demnach auf Mose zurückgegangen. Unser Religionsbuch heißt „Thora" (Lehre). Zunächst wirkt für die gute Tat die „Lehre" auf die

Gesinnung. Aber mit der Theorie ist es nicht genug; deshalb wird die gute Tat gleichzeitig durch das „Gesetz“ vorgeschrieben und gefordert. Unser Religionsbuch ist demnach ebenso Lehre wie Gesetz.

Es kann garnicht genügend hervorgehoben werden, daß es ein Grundirrtum ist, die Religion als ein Dienstverhältnis des Menschen zu Gott aufzufassen, weil ein Verhältnis zu Gott haben wollen ein schiefer Ausdruck ist; und die sogenannten Reformer können keinen größeren Fehler begehen, als indem sie deswegen über das Aeußerliche des Judentums sich hinwegsetzen zu dürfen wähnen, weil sie sich nicht denken können, daß Gott durch solche kleinliche Observanzen ein Dienst geschehe. Gott geschieht durch keine unserer Handlungen ein Dienst, weder durch diese kleinlichen Observanzen, noch durch unsere wichtigen Werke. Die Religiosität drückt nicht ein Verhalten des Menschen zu Gott, sondern nur des Menschen Verhalten zu sich selbst aus. Das religiöse Leben ist nichts mehr und nichts minder als das Leben des Menschen, das sich selbstgemäß ist und sich selbstgemäß macht. Die Moral ist göttlich, und der Weg, um die höchsten geistigen Güter zu erlangen, ist ein göttlicher, d. h. wenn auch die Religion das Verhalten des Menschen zu sich selbst ausdrückt, so muß doch der Grund Gott sein. Seinem Wesen soll der Mensch gemäß leben, dann lebt er von selbst dem Schöpfer seines Wesens gemäß. Nur durch Hervorhebung dieses Moments kann es gelingen, Religion, Wissenschaft, Sittlichkeit und Leben in ein harmonisches Ganze zu bringen.

Judengesetzreform in Russland.

Wie A. Georgi in der „Vossischen Zeitung“ mitteilt, ist am 31. Juli a. St. das russische Ministerkomitee unter Vorsitz des früheren Finanzministers Witte zu einer Sitzung zusammengetreten, in der das Projekt zu „einigen Aenderungen in der Judengesetzgebung“ durchberaten und zur Vorlage beim Zaren bestimmt wurde. Am Dienstag, den 3./16. d. M., hatte Herr v. Witte Vortrag beim Zaren, in dem die erwähnten Aenderungen zur Sprache gelangten und die Genehmigung des Monarchen fanden. Die neue Ministerialverordnung umfaßt neun Punkte. Sie macht es sich zur Aufgabe, eine ganze Anzahl von irrtümlichen Auffassungen der bestehenden Gesetze seitens der Verwaltungsbehörden zu beseitigen. § 1 gestattet den Israeliten mit höherer (Universitäts-)Bildung, Kaufleuten erster Gilde, Handwerkern und ausgedienten Soldaten, die noch vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gedient hatten, das Wohnrecht in den Dörfern der Gouvernements im sog. Ansiedlungsrayon. Der § 2 gestattet den obenbezeichneten Personen, sich Wohnungen zu mieten, sowie auch Räumlichkeiten, die zur Ausübung des Handwerks resp. Handels notwendig sind. § 3 gestattet Personen mit höherer Bildung, Handel und Gewerbe zu treiben, auch in den Gouvernements des Innern, ohne vorher Kaufmann im Rayon gewesen zu sein, wie es von den anderen Klassen der Israeliten laut Gesetz verlangt wird. Die §§ 4 und 6 beschäftigen sich mit den Kaufleuten erster Gilde. Um den Inhalt der beiden Paragraphen verstehen zu können, sei vorausgeschickt, daß ein israelitischer Kaufmann in den Gouvernements außerhalb des Rayons nur dann die Gerechtsame der ersten Gilde erhält, wenn er fünf Jahre hintereinander außerhalb des Rayons den gesetzmäßig festgelegten Beitrag erlegt hat. In § 4 wird nun gestattet, daß diese Zahlungen unterbrochen werden können, ohne daß die schon geleisteten Beiträge nutzlos für den Zahler verfallen. Nach Erlegung sämtlicher Gebühren (im ganzen 9—12 000 Rubel) erhält der betreffende Israelit das Recht, nicht nur an dem Ort, wo er die Gildengebühr gezahlt hat, zu wohnen, sondern an allen Orten des russischen Reichs. In § 6 haben Kaufleute erster Gilde aus dem Rayon und deren Angestellte das Recht, bis zu 180 Tagen, die Kaufleute zweiter Gilde ꝛc. bis zu 90 Tagen pro Jahr außerhalb der Zone in Rußland zuzubringen. Die Zahl der Reisen ist unter Innehaltung der genannten Termine unbeschränkt, während bisher nur zwei Reisen nach den Gouvernements des Innern zuläſſig waren. § 5 gestattet allen Kommerz- und Manufakturräten überall in Rußland zu wohnen (von dieser bevorzugten Gattung gibt es fünf ganze Exemplare in Rußland). § 7 verleiht den Frauen der Israeliten mit höherer Bildung das Recht, am Wohnort ihres Mannes sowohl zu dessen Lebzeiten, wie auch nach dessen Tod zu verbleiben. § 8 bestätigt die Gesetzmäßigkeit einiger durch die Praxis hervorgerufener Formalitäten bei Ueberführung von Israeliten in Städte des Reichsinnern. § 9 schließlich stellt fest, daß die in den vorgenannten Paragraphen enthaltenen Bestimmungen nicht anwendbar seien auf solche Gegenden (z. B. Moskau und Sibirien), in denen Sondergesetze über die Stellung von Juden existieren.

Georgi meint, daß das neue Gesetz keine irgend wesentlichen Erleichterungen für die große Masse der Juden bringt, daß es überhaupt nur eine „authentische Erklärung“ der geltenden Gesetze enthält. Zutreffend macht Georgi darauf aufmerksam, daß der § 2 zeigt, in welcher nichtswürdig vexatorischen Weise die geltenden Bestimmungen seither ausgelegt wurden: „Wenn jemand als Arzt oder Kaufmann das Recht genießt, irgendwo zu wohnen und Handel zu treiben, so scheint es doch selbstverständlich, daß ihm ohne weiteres auch das Recht zusteht, sich Wohnung und Geschäftsräume zu mieten. Nein! Im Maigesetz steht lediglich von einem Recht zu wohnen, nicht aber von einem Recht, sich Wohnung zu mieten!“

Der Präsident des Ministerkonseils Witte würde sicher andere Reformen vorgeschlagen haben, wenn er seiner Einsicht hätte folgen dürfen. Unter dem Plehweschen Regime aber, das trotz Plehwes Tod anhält, auch garnicht nach diesem Strohmann, sondern nach den Großfürsten Alexei und Sergei heißen sollte, ist an wirkliche Reformen nicht zu denken, mußte Witte sich begnügen, die administrative Bauenfängerei zu beseitigen, die den russischen Juden gegenüber seit Dezennien von der russischen Verwaltung geübt worden ist. In dieser Richtung ist die neue Reform — wenn sie zur Duchführung gelangt — ein Fortschritt. Sie befreit die jüdische Bevölkerung von einer in jedem Sinn „außerordentlichen“ materiellen Belastung. Der jüdische Russe, der von einem ihm gesetzlich zustehenden Recht Gebrauch machen wollte, mußte die Ausübung seines gesetzlichen Rechts sich von den Beamten, die herkömmlich auf Bestechungen angewiesen sind und von diesem altüberlieferten Brauch nicht lassen mögen, erst erkaufen. Die Höhe des Preises wurde durch die Grenze der Leistungsfähigkeit des Rechtsuchenden bestimmt. Wer diesen Tribut zu entrichten sich weigerte, der erhielt Gelegenheit, die erstaunliche Kunst schikanöser Gesetzesauslegung, von der oben eine Probe gegeben ist, kennen zu lernen. Das weiß man in Rußland und hat es immer gewußt. Es war überall bekannt, daß die Spezialgesetze und die durch künstliche Auslegung geschaffenen Gesetzeslücken nur eine Einnahmequelle für die ruchlosen, gewissenlosen Beamten bildeten, und daß sie in der Hauptsache auch nur um dieses Zweckes willen existierten und Fürsprecher fanden.

Georgi sagt weiter:

„Immerhin ist es interessant, daß ein solcher Erlaß im heutigen Rußland zustande kommen konnte. Die Initiative dazu hatte der Finanzminister Kokowzew schon im Dezember

v. J. gegeben, als ihm in der Stellung eines Ministergehilfen die Aufgabe zufiel, sich um die kommerziellen Verhältnisse in den Westprovinzen zu sorgen. Er hat schon damals Plehwe gegenüber die Tatsache betont, daß die Zustände im Ansiedlungsrayon geeignet seien, die Regierung und damit die russische Finanzwirtschaft in den ärgsten Mißkredit zu bringen. Plehwe soll erst nach Beginn des Krieges mit Japan, als die Plazierung der ersten Anleihe nicht so glatt vor sich ging, sein Einverständnis zu der Einbringung des Entwurfs gegeben haben."

Die tatsächlichen Angaben sind richtig. Was Georgi als Vermutung mitteilt, entspricht den wirklichen Vorgängen. Georgi hat eben nicht alles erfahren, und deshalb geht er in seinem Endurteil fehl, wenn er sagt:

„Von den wenigen Persönlichkeiten, denen der besprochene Erlaßentwurf überhaupt bekannt ist, wird er für eine unnütze Arbeit gehalten, einzig dazu angetan, den mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Persönlichkeiten Sand in die Augen zu streuen."

So schlimm liegen die Dinge nicht. Der Gesetzentwurf enthält auch noch andere Bestimmungen, die als wertvolle Verbesserungen anzuerkennen wären und das Zustandekommen des Gesetzes wünschenswert machen. So soll nach dem Muster der Gesetzgebung Zar Nikolais I. bestimmt werden, daß allen jüdischen gedienten Soldaten freies Aufenthaltsrecht in ganz Rußland gewährt sein soll. Scheinbar bedeutet der Rückgriff auf eine über 60 Jahre zurückliegende Gesetzgebung keinen Fortschritt, doch wäre in Wirklichkeit ein sehr bedeutender Fortschritt vorhanden. Unter Zar Nikolai I. währte die Militärdienstpflicht 25 Jahre — heute ist allgemeine Wehrpflicht, und der aktive Dienst dauert unter Umständen nur sechs Monate.

Eine Motorbootsfahrt über den Salzsee.

Ein in Jerusalem lebender Mitarbeiter der in London erscheinenden Wochenschrift „Jewish Chronicle" berichtet seinem Blatt über eine Fahrt, die er vor kurzem in einem Motorboot über den Salzsee unternommen hat. Es ist mutmaßlich das erste Mal, daß ein modernes Fahrzeug die trüben, schwefligen Gewässer durchkreuzt hat. Das beherzte Unternehmen hat so manche bisherige Annahme als irrtümlich erwiesen. Entgegen der landesüblichen, sich nur auf Beobachtungen vom Land aus stützenden Behauptung, daß nämlich das Wasser des Sees eine gelbliche Schwefelfarbe trage und das ganze Meer einem „See von geschmolzenem Blei" gleiche, erwies sich die Farbe in der Mitte des Sees als durchaus nicht verschieden von der des gewöhnlichen Wassers. Die anfänglich grünen Fluten nahmen allmählich einen bläulichen Farbenton an. Und das Fahrzeug durchschnitt die Fluten mit derselben Leichtigkeit wie auf jedem andern See. Auch die Annahme, daß am Toten Meer die Tierwelt wie ausgestorben scheine, ist nach dem Bericht nicht zutreffend. Man beobachtete eine ganze Anzahl von Schwalben, die, durch den ungewohnten Anblick des seltsamen Fahrzeugs und noch mehr durch den schrillen Ton der Schiffspfeife erschreckt, in pfeilschnellem Flug dem Land zustrebten. Dagegen bestätigt der Bericht die ungemeine Schwere des 25 v. H. Salzstoffe enthaltenden Wassers, ein Umstand, aus dem sich die bekannte Tatsache erklärt, daß man sich im Toten Meer mühelos auf der Oberfläche erhalten kann, auch ohne besondere Schwimmkünste anzuwenden. Ebenso bestätigt der Bericht die Oede und kahle Einförmigkeit der ganzen Landschaft. Unweit Jericho schifften sich die Reisenden ein und fuhren den von üppigem Buschwerk umstandenen Jordan hinunter. Oft ragten die überhängenden Aeste und Zweige der Tamarisken- und Weidenbäume so weit in den Fluß hinein, daß das Fahrzeug Mühe hatte, an ihnen vorbeizukommen. Gegen die Mündung hin erweiterte sich der Fluß bedeutend. Und bald bekundete die große Zahl der auf der Oberfläche des Wassers treibenden toten Fische, daß man sich bereits im Salzsee befand. Nach Süden zu dehnte sich das 40 bis 50 englische Meilen lange und etwa 8 Meilen breite tote Meer aus. Seine Tiefe beträgt im Durchschnitt mehr als 1200 Fuß; doch steigt der Meeresboden nach Süden zu bedeutend an, so daß das Wasser an einzelnen Stellen nur eine Tiefe von ungefähr 12 Fuß erreicht, und in Zeiten großer Dürre das den See von dem Tal Siddin trennende Wasserbecken sogar von Fußgängern durchschritten werden kann. Von der Mitte des Salzsees aus tritt dem Beschauer die ganze trostlose Einsamkeit und tote Einförmigkeit der Landschaft greifbar vor Augen. Ringsumher nicht das geringste Zeichen von Vegetation. Nichts als Wasser und kahles Gestein. Rechts die Hügel von Judäa, von oben bis unten mit einer gelblich-weißen Kruste von Salz und Schwefel bedeckt. Zur Linken die langen, mineralhaltigen Bergrücken von Moab, deren zahllose Bergspitzen beständig Naphtha und Erdharz ausschwitzen. Nach Süden zu Salzhügel, die aus dem Meeresgrund aufzusteigen scheinen. Und über dem toten Gestein und den regungslosen Fluten, die die Benutzung des Steuerruders fast entbehrlich machen, die glühend heiße Sonne. — Die Reisenden dehnten ihre Fahrt bis nach Callirrhoë aus, wo der im ersten Buch Moses erwähnte Springquell „Yemin" sich in das Tote Meer ergießt. Dann kehrten sie nach den grünen Ufern des Jordan und nach Jericho zurück, wo man ihnen mitteilte, daß die Behörde eine Wiederholung der Spazierfahrt ein für allemal untersage.

Vom zionistischen Aktionskomitee.

Wien, 21. August.

Das große Aktionskomitee hat am 16. d. M. die angekündigte Beratung abgehalten. Namens des engeren Aktionskomitees erstattete Architekt O. Marmorek Bericht. Der „Welt" zufolge sagte er:

„Die Zeit von den letzten Sitzungen des großen A.-C. bis heute war ausgefüllt mit der Krankheitsgeschichte Dr. Herzls, mit seinem Tod, seinem Begräbnis und den bitteren Tagen nachher. Bis zu seinem letzten Augenblick führte Dr. Herzl persönlich alle Agenden der äußeren Politik. Alle andere Arbeit wurde ihm vom A.-C. vollkommen abgenommen. Referent schilderte dann die gegenwärtige politische Situation, den Stand der Verhandlungen mit England, Rußland und der Türkei, und erwähnt die Eröffnung der Bankfiliale in Jerusalem, an der sowohl der englische Konsul als auch die türkischen Lokalbehörden teilnahmen. Er berichtet ferner von der Anteilnahme des A.-C. an der Hamburger Kolonisationsgesellschaft und bringt zur allgemeinen Kenntnis, daß die Expedition zur Erforschung Ostafrikas, bestehend aus drei Herren aus England und zwei Herren aus Südafrika, sich demnächst auf den Weg machen werde."

Dieser Bericht ist erstaunlich dürftig. Nicht als ob Herr Marmorek in seinen Angaben dürftig gewesen wäre; die Wiedergabe seiner Ausführungen durch die „Welt" ist eine anhaltende Verschweigung, ist die Karikatur einer Berichterstattung. Und

auch die „Welt" trägt keine Schuld. Es ist nichts zu berichten. Herzl ist eben allzu verschwiegen gewesen, er hat unter seinen Genossen keinen Vertrauten gehabt.

Israel Zangwill beantragte brieflich, das Präsidium einstweilen Dr. Nordau zu übertragen und den Kongreß erst einzuberufen, wenn ein Bericht der Ostafrikaexpedition vorliege. — Sir Francis Montefiore regte, gleichfalls schriftlich, die Besoldung der Hauptleiter der Bewegung aus der Hauptkasse an. — Was aus diesen Anträgen geworden, ob sie angenommen oder abgelehnt, ob sie überhaupt diskutiert worden sind, darüber verlautet nichts.

Tags zuvor hatte die „Kommission für Legalisierung des Nationalfonds" sich dahin schlüssig gemacht, dem Nationalfonds die Form einer Gesellschaft der Fondssharesinhaber mit dem Sitz in England zu geben. Dieser Beschluß ist die natürliche Konsequenz des Umstandes, daß auch die Kolonialbank unter englischem Recht eingerichtet ist.

In der Sitzung des großen Aktionskomitees unterhielt man sich noch über die Stellung des großen zum engeren Aktionskomitee, über die Notwendigkeit einer Organisationsänderung, und über die Ersetzung Dr. Herzls durch eine besondere politische Kommission. Herr Greenberg trat mit Eifer für die Entsendung der Ostafrikaexpedition ein, die eine Lebensfrage für den Zionismus sei. — Es wurde festgestellt, daß das ganze Aktionskomitee von der politischen Lage garnichts weiß, auch nicht Herzls hinterlassene Papiere kenne. Auf Antrag des engeren Aktionskomitees wurde beschlossen: „Das große Aktionskomitee wählt aus seiner Mitte einen aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschuß, der durch periodische Zusammenkünfte, und zwar alle zwei Monate, gleichberechtigt mit dem engeren Aktionskomitee, beständigen Anteil an der Leitung der Bewegung nimmt. Die von diesem Ausschuß gemeinsam mit dem engeren Aktionskomitee gefaßten Beschlüsse werden vom engeren Aktionskomitee ausgeführt." — Wie es scheint, ist schon das eine Organisationsänderung.

Ferner wurde ein Antrag Bodenheimer angenommen: „Das Komitee erhält die Vollmacht, in Gemeinschaft mit dem Aktionskomitee sämtliche Aufklärungen über die politische Sachlage einzuholen." In die Kommission wurden gewählt die Herren Dr. Alexander Marmorek, Dr. Tschlenow, Dr. Bodenheimer, Ing. Ussischkin und Greenberg.

Daß Herr Ussischkin in Gnaden aufgenommen worden, ist für die neueste Wandlung ebenso bezeichnend, wie daß Dr. Gaster mit dem Anathema, einstweilen allerdings nur des Vereinsorgans, belastet bleibt, dessen Bannstrahlen freilich nicht gar zu gefährlich sind.

Ein zionistischer Kongreß soll Ende dieses Jahres oder im Frühjahr 1905 berufen werden.

Hillel.

Von Albert Katz.

Nur kurze Zeit hatten die Juden der von den Makkabäern errungenen Freiheit und Selbständigkeit sich zu erfreuen. Die Tyrannenherrschaft Aristobuls war der erste Riß in die Mauer des jüdischen Staatslebens, die religiösen Zwistigkeiten aber und besonders die Sektirer, die sich bemerkbar zu machen anfingen, lähmten nach und nach die Kraft des Volks und brachten das Vaterland dermaßen in Verfall, daß es später eine leichte Beute für die Römer wurde. Doch weit mehr als der politischen Selbständigkeit der Juden drohte die Vernichtungsgefahr ihrer Lehre. War es den ersten Makkabäern gelungen, der Lehre der Väter im Volk festen Boden zu verschaffen, so war zur Zeit ihrer Nachkommen die Auslegung des Gesetzes der Zankapfel der Parteien geworden, die in der Periode der Dynastie Herodes gänzlich in Vergessenheit geraten, wenn nicht die Vorsehung schon früher einen Mann berufen hätte, sie dem Grab der Vergessenheit zu entreißen. Dieser Auserkorene, vor dessen uns überlieferten Lebensanschauungen auch die zivilisierte Menschheit in Ehrfurcht sich beugt, hieß Hillel und wurde auf fremdem Boden, in Babylon, ungefähr 160 Jahre vor der Zerstörung des zweiten Tempels geboren[1]). Er stammte von seiten seines Vaters von dem Stamm Benjamin, während seine Mutter dem Stamm Juda entsproß[2]).

Schon in der frühesten Jugend widmete sich Hillel der Erforschung der Lehre, und ließ den Vorschlag seines Bruders Schebnu, gemeinschaftlich mit ihm einen Handel zu betreiben, unberücksichtigt[3]). Darüber entrüstet, zog der Bruder sich von ihm gänzlich zurück und überließ ihn seinem Schicksal. Dies hinderte jedoch Hillel nicht, seinen Vorsätzen treu zu bleiben. Als er in der Heimat seinen Wissensdurst nicht mehr stillen konnte, ging er nach Jerusalem, um die Vorlesungen der berühmten Lehrer Schemaja und Abtalion zu hören.

Aller Mittel entblößt, ohne Freunde und Bekannte, zu stolz, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, und getreu seinem Grundsatz: Wer seinen Namen weit zu verbreiten sucht, verliert seinen Namen, und wer sich der Krone der Gelehrsamkeit bedient, schwindet hin[4]), sah er in der Residenz seiner Ahnen sich genötigt, die härtesten Arbeiten zu verrichten, um sich wenigstens kümmerlich ernähren zu können. Wie traurig seine Lage aber auch war, er murrte nicht gegen Gottes Weltregierung und zahlte von seinem kärglichen Einkommen noch an den Pförtner des Lehrhauses das übliche tägliche Eintrittsgeld. Als er eines Tags ohne jeglichen Verdienst blieb und nicht in der Lage war, gegen Bezahlung in das Lehrhaus zu kommen, bestieg er das Dach des Lehrhauses, um durch das nach damaliger Bauart obenliegende Fenster den Vorträgen zu lauschen. Die unten vorgetragenen Lehren nahmen aber seine Sinne dermaßen gefangen, daß er nicht merkte, wie der vom Himmel herabwirbelnde Schnee drei Ellen hoch über ihn gefallen war. Als die Lehrer am Morgen — wie aus dem Nachstehenden hervorgeht, scheint es an einem Sabbat gewesen zu sein — die außerordentliche Dunkelheit gewahrten und bald darauf durch das Fenster die Gestalt eines regungslos liegenden Menschen erblickten, befahlen sie, den eigentümlichen Jünger ins Lehrhaus zu bringen, und gaben sich die größte Mühe, seinen vor Kälte erstarrten Körper wieder zu beleben. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie in dem Wiederbelebten den bescheidenen Hillel erkannten. Tief gerührt riefen sie einander zu: „Wie kein Zweiter sobald ist dieser würdig, daß man seinetwegen den Sabbat entweihte"[5]).

Der Eifer, der ihn für die Popularisierung der Nationalliteratur, für die Erforschung der Gotteslehre beseelte, hielt ihn indeß nicht ab, sich auch dem Studium der Sprachen und Wissenschaften anderer Völker zu widmen, sowie der leblosen Welt, den Pflanzen, Tieren und Geistern ihre dem gewöhnlichen Menschen unverständliche Redeweise abzulauschen[6]). Bald aber wurde der Himmel Israels durch die Grausamkeit seines Königs Herodes, der, um den Römern Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue zu liefern, die Besten und Edelsten des

---

[1]) Sukka 20a.
[2]) Jeruschalmi, Kilaim, Kap. 9.
[3]) Sota 21a.
[4]) Aboth I, 13.
[5]) Joma 35b.
[6]) Sofrim 16, 9.

Volks, die sich den von ihm eingeführten römischen Sitten und Gebräuchen widersetzten, dem Tode geweiht hatte, schwarz umwölbt, und Israels Weisen sahen sich genötigt, den Ort ihrer Tätigkeit, Jerusalem, zu fliehen. Unter den Flüchtlingen befand sich vermutlich auch Hillel, der wiederum sein Geburtsland, Babylon, aufsuchte[1]), von wo er erst, nachdem die Gemüter sich beruhigt hatten, zu einem Peßachfest eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm. Wie es scheint, nahm er jetzt dort für immer seine Wohnung. Während seiner Abwesenheit hatte sich Vieles in Jerusalem geändert. Schemaja und Abtalion waren den Weg alles Fleisches gegangen und an ihre Stelle waren die Bene Bathyra an die Spitze des Synedriums getreten.

Die Schreckensherrschaft Herodes, dessen furchtbare Grausamkeiten man seiner idumäischen Abstammung zuschrieb, hatte zur Folge, daß in den Gelehrtenkreisen Jerusalems eine feindliche Strömung gegen alles Fremdartige sich bemerkbar machte. Hillel, der ein Jünger der Proselyten-Abkömmlinge Schemaja und Abtalion war, konnte wahrscheinlich dadurch, vielleicht aber auch, weil es nicht in seiner Natur lag, die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu lenken, in der ersten Zeit nicht zu der ihm gebührenden Anerkennung gelangen. — Ein günstiger Zufall nur war es, der ihm dazu verhalf, einen Lehrstuhl in Israel zu erreichen. Als nämlich die Bene Bathyra nicht genau das Gesetz wußten, ob, wenn der Rüsttag des Peßachfestes auf einen Sabbat fällt, die Darbringung des Peßachopfers zulässig sei oder nicht, wurden sie aus der Reihe ihrer Jünger auf Hillel aufmerksam gemacht, der mit Stolz auf seine Lehrer sich beziehend ihnen schlagende Beweise lieferte, daß der Sabbat für die Darbringung des Peßachopfers kein Hindernis bietet[2]). Die Bene Bathyra, die seine geistige Ueberlegenheit einsahen, ernannten ihn zu ihrem geistigen Führer[3]), und bald sammelte sich um ihn ein Kreis von achtzig Jüngern, von denen dreißig die „Stufe Moses, dreißig die Stufe des Josua ben Nun erreichten", während die übrigen zwanzig zu den hervorragendsten Männern jener Zeit zählten[4]). Der bedeutendste unter ihnen war Jonathan ben Usiel, und der geringste Jochanan ben Sakkai. Ueber den Ersteren berichtet eine Sage, daß, als er seinen Prophetentargum veröffentlichte, das Land Israel in seinen Grundvesten erbebte und eine Stimme sich vernehmen ließ: „Wer ist es, der meine Geheimnisse den Staubgeborenen enthüllte"[5]), und von dem Letztern heißt es, daß er selbst gesagt hätte: „Wenn alle Himmel Pergamente, alle Bäume Schreibrohre und alle Meere Tinte wären, so würde dies nicht genügen, um mein Wissen zu verzeichnen, das ich von meinem Lehrer gelernt, und dennoch habe ich der Wissenschaft nicht mehr abgewonnen, als eine Fliege, die in das Meer taucht"[6]). Hillel war sichtlich bemüht, die ihm angeborene Liebe zu der Universalwissenschaft auch auf seine Jünger zu übertragen[7]), was ihm wie selten Jemandem vor und nach ihm auch gelungen ist. Obwohl Hillel nun der geistige Führer der Juden geworden war und infolge seiner friedlichen Gesinnung auch der Gunst des Herodes sich zu erfreuen hatte[8]), so verließen ihn doch seine Bescheidenheit und Gutmütigkeit nicht. Seine Devise lautete: „Sondere dich nicht von der Gesamtheit ab, glaube nicht an dich selbst bis zu

[1]) Weiß, Zur Geschichte der jüdischen Tradition, Bd. I., S. 158.
[2]) Pesachim 66a.
[3]) Ibid.
[4]) Sukka 25b.
[5]) Megilla 3a.
[6]) Sofrim 16, 8.
[7]) Baba Batra 134a.
[8]) Seder Hadoroth.

deinem Todestag und brich nicht den Stab über Jemanden, bis du selbst in seine Lage gekommen bist"[1]). Als er einem eines Tags von ihm bewirteten heruntergekommenen Armen, der früher die Gewohnheit hatte, täglich beim Ausreiten einen Sklaven sich voranlaufen zu lassen, keinen Sklaven zu diesem Zweck zur Verfügung stellen konnte, lief er selbst dem verwöhnten Gast eine Strecke Weges als Sklave voran[2]). Und nicht minder als bescheiden und gutmütig war er auch nachsichtig gegen Jedermann.

Zu Schamai, der mit Hillel wegen seiner Schriftauslegung und liberalen Lebensanschauung in Streit lebte, kam einst ein Heide und fragte ihn: „Wie viel Lehren besitzt Ihr?" Schamai erwiderte: „Wir besitzen zwei Lehren, eine schriftliche und eine mündliche". Da sagte der Heide: „An die schriftliche Lehre glaube ich, nicht aber auch an die mündliche. Nimm mich in den Schoß des Judentums unter der Bedingung auf, daß ich nur die Satzungen der schriftlichen Lehre beobachte".

Da wies ihn Schamai barsch ab. Er kam nun zu Hillel und trug auch ihm sein Anliegen vor. Hillel willfahrte seinem Wunsch und unterwies ihn in der schriftlichen Lehre so lange, bis der Heide selbst zu der Ueberzeugung kam, daß die mündliche Tradition nichts weiter als eine Erklärung der schriftlichen Lehre sei, ohne die diese nicht zu erfassen ist[3]).

Als Schamai einen Heiden abwies, weil er das Judentum in einem Zeitraum, so lange er auf einem Fuß würde stehen können, erlernen wollte, sagte Hillel, als jener mit demselben Vorschlag sich an ihn gewandt hatte: „Was dir unangenehm ist, füge auch deinem Nächsten nicht zu. Das ist die Grundstufe, auf der das Judentum basiert, alles Uebrige ist nur ein Kommentar"[4]).

Ebenso unterrichtete er einen von Schamai fortgetriebenen Heiden, der Jude werden wollte, um dereinst Hohepriester werden zu können, und bemühte sich, ihm die Pforten des Judentums zu erschließen. Als er ihm den Vers erläuterte: „Der Fremde, der sich dem heiligen Dienst naht, soll getötet werden", fragte der Heide, „gegen wen diese Warnung erlassen sei". Hillel erwiderte, selbst gegen den König David. Da sagte sich der Heide, wenn selbst ein Israelit, der nicht dem Stamm Levi angehört, die Priesterwürde nicht erlangen kann, um wieviel weniger erst ich, der ich mich erst seit Kurzem dem Haus Jakobs angeschlossen habe[5]).

Als die drei Proselyten einst zusammentrafen, sagten sie: Schamais Jähzorn vertrieb uns aus der Nähe Gottes, während Hillels sanftmütige Einsicht uns der Erkenntnis und den göttlichen Wissenschaften zugeführt hat[6]). Hillels Streben ging auch hauptsächlich dahin, überall, unter Juden wie unter Heiden, Licht und Wissen zu verbreiten. Wer sein Wissen nicht zu bereichern sucht, lautet ein Ausspruch von ihm, der nimmt in seinem Wissen ab[7]), und wer nicht lernt, der ist todeswürdig[8]). Wissen und Erkenntnis nur führen den Menschen zu einem frommen, sittlichen Lebenswandel. Der Geistesleere aber, sagte er, kann nicht Furcht vor der Sünde haben, und der Unwissende kann nicht fromm sein[9]). Will jemand seine Nächsten belehren und ihnen Wissen und Erkenntnis erschließen, so ist es nötig, daß er in Güte und Milde mit ihnen verfahre.

[1]) Aboth 2, 4.
[2]) Ketuboth 67b.
[3]) Sabbat 31a.
[4]) Ibid.
[5]) Ibid.
[6]) Ibid.
[7]) Aboth 1, 13.
[8]) Ibid.
[9]) Ibid. 2, 5.

Der Zornmütige aber, sprach er, kann nicht lehren[1]). Wohl ist es Pflicht eines jeden Menschen, sich bescheiden zu verhalten und sich nicht hervorzudrängen; allein, wo es keine Männer gibt, da, riet Hillel, bestrebe dich ein Mann zu sein[2]). Noch mehr aber als durch seine Lehren wirkte Hillel versittlichend auf den Geist seiner Zeitgenossen durch sein Leben, das auch uns als Muster und Beispiel dienen kann. Nur einige Züge aus seinem Leben will ich hier rühmend hervorheben. Es wettete Jemand mit seinem Freund auf vierhundert Sus, daß es ihm gelingen werde, Hillel zu erzürnen. Er wählte dazu einen Freitag nachmittag, wo er wußte, daß Hillel zum Empfang der Königin Sabbat sich vorbereitet. Er ging an Hillels Wohnung vorüber und rief durch das Fenster hinein: „Wohnt hier Hillel?“ Der Gerufene kam heraus und fragte: „Was wünschest du, mein Sohn?“ „Rabbi!“ sprach er, „ich möchte eine Frage an dich richten“. „Bitte, mein Sohn“, erwiderte Hillel, „frage nur“. Da sagte der Mann: „Warum haben die Babylonier runde Köpfe?“ „Das liegt daran“, antwortete Hillel, „daß sie keine vernünftige Hebamme haben“[3]). Nach einer Stunde kam der Mann wieder und rief: „Ist Hillel zu Haus?“ Hillel ging ihm entgegen und fragte ihn nach seinem Begehr. „Rabbi!“ sagte er, „ich möchte gern wissen, warum die Tarumdiner trübe Augen haben?“ „Das kommt daher“, erwiderte Hillel, „weil sie in einer sandigen Gegend wohnen“[4]).

Nach einer Stunde rief er wieder Hillel heraus und fragte ihn, „warum die Afrikaner breite Fußballen haben“. „Mein Sohn“, antwortete ihm der gute Hillel, „die Frage ist nicht zu unterschätzen, ich aber kann sie nur dahin beantworten, daß dies daher kommt, weil sie in feuchten, wasserreichen Gegenden wohnen und barfuß gehen“. Da sagte der Mann: „Rabbi! Ich hätte noch viele Fragen an dich zu richten, fürchtete ich nicht, deine Geduld auf eine zu harte Probe zu stellen.“ Hillel ermunterte ihn, seine Frage vorzutragen. Da sagte der Mann: „Bist du jener Hillel, der ein Nassi in Israel genannt wird?“ Hillel bejahte. „Wenn du es ja bist“, sprach der Fremde, „so wünsche ich nicht, daß viele deinesgleichen in Israel entstehen“. Hillel sah ihn erstaunt an und sprach: „Was veranlaßt dich zu solcher Rede?“ . . . „Ich habe durch dich“, seufzte der Mann, „weil ich dich nicht erzürnen konnte, vierhundert Sus verloren“. Da sagte Hillel: „Mäßige dich nur, mein Freund, und sei froh, daß du nur vierhundert verloren hast, denn Hillels Langmut hätte dir noch das Doppelte ausbringen können“[5]).

Hillel hatte die Gewohnheit, seine Jünger, so oft diese das Lehrhaus verließen, eine Strecke Wegs zu begleiten. Als er sich einst schneller als sonst von ihnen verabschiedet hatte, fragten sie ihn, warum er es denn so eilig habe? Hillel erwiderte, er wolle ein wohltätiges Werk ausüben gehen. „Und was für ein wohltätiges Werk ist das?“ fragten sie ihn. „Ich will baden gehen“, antwortete er ihnen lächelnd. „Und das nennst du ein wohltätig Werk?“ fragen die Jünger erstaunt. „Gewiß“, antwortete er ihnen, „ist die Reinhaltung des Körpers ein gutes Werk. — Wie die Königsbilder im Theater und Zirkus von dem Aufseher dieser Häuser reingehalten und sorgfältig abgespült werden müssen, so ist auch das Baden des Körpers eine Pflicht für den Menschen, der im Ebenbild des Königs aller Könige geschaffen ist“[6]).

[1]) Ibid.
[2]) Ibid.
[3]) Sabbat 31 a.
[4]) Ibid.
[5]) Ibid.
[6]) Levitikus Rabba 34.

Nicht selten pflegte er sich bei seinen Schülern, als er sich von ihnen trennte, auch damit zu entschuldigen, indem er ihnen sagte, daß er nach Haus eilen müsse, um einen teuern Gast zu bewirten. „Wie, Rabbi!“ fragten sie ihn eines Tags, „hast du denn alle Tage Gäste, daß du alle Tage dasselbe sagst?“ „Ja“, antwortete ihnen der sanfte Hillel, „ich habe täglich einen lieben, teuern Gast, den ich mit dem Besten, was ich habe, bewirte: Es ist meine Seele, die Gott mir gegeben und für deren Erhaltung und Pflege ich sorgen muß“[1]).

Vor Gott wandelte er in tiefster Demut und sein Vertrauen auf ihn war felsenfest.

Er lobte Gott für seine Gaben alle Tage und sorgte nicht für den nächsten Tag, weil er mit Bestimmtheit Gottes Beistand täglich erwartete[2]). Wenn er, des Weges kommend, Geschrei in der Stadt vernahm, drückte er mit den Worten des Psalmisten: Schreckliche Gerüchte hörte er und fürchtete sich nicht, weil sein Herz unverzagt auf den Ewigen hoffte (Psalm 112, 7), seine Zuversicht aus, daß jenes nicht von seinem Haus herrühre[3]).

Und in demselben Maß, wie er auf Gott vertraute, fürchtete er ihn auch, und zwar aus reiner, hingebender Liebe. Seine Freude an Gott war stets von einer heiligen Scheu begleitet[4]). Wenn er von dem Liebesbund Gottes mit Israel sprach, bediente er sich folgenden Satzes: „Meine Füße führen mich an den Ort, den mein Herz liebt. Kommst du in mein Haus, spricht der Ewige, so komme ich in das deine[5]). Als er einst einen Schädel auf dem Wasser schwimmend bemerkte, pries er Gottes gerechte Vergeltung und sprach: „Weil du ersäuft hast, hat man auch dich ersäuft, und das Ende derer, die dich ersäuft, wird sein, daß sie gleichfalls ertrinken werden“[6]). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm diese Worte entfahren waren, als er über die Mordtaten des Herodes nachgedacht hatte.

Er bemühte sich auch, seinen Zeitgenossen strenges Pflichtbewußtsein gegen sich und andere beizubringen. „Wenn ich nicht für mich bin“, lehrt er, wer ist für mich? und bin ich nur für mich, was bin ich?[7]) Sprich nicht, wenn ich in freier Muße bin, will ich lernen, denn vielleicht kommst du nie zu freier Muße[8]). Er ging in den Fußstapfen seines Lehrer, die strenge Vorsicht im Reden anempfahlen, und hatte stets das Wort im Munde: „Sei von den Jüngern Arons, friedliebend und nach Frieden strebend, die Menschen liebend und sie hinführend zur Gotteslehre.“[9])

Er war aber auch kein Freund von übertriebener Frömmigkeit[10]) und lehrte seine Jünger, von den Sitten und Gebräuchen ihrer Mitmenschen nicht abzuweichen[11]). Obwohl er nicht minder als sein Freund und Gegner Schamai die Wahrheitsliebe über alles stellte, so lehrte er doch, daß es Fälle gebe, wo der Mensch von der Strenge der absoluten Wahrheit abgehen dürfe, ohne daß man ihm deswegen etwas zur Last legen könne. Es kam nämlich einst im Lehrhaus die Rede auf die Lieder, die man zu verfassen und singen pflegte, um die Braut an ihrem Hochzeitstag zu feiern, und auf das Maß der Lobeserhebungen, die in solchen Liedern der Braut erteilt zu werden

[1]) Ibid.
[2]) Beza 16 a.
[3]) Berachoth 60 a.
[4]) Jer. Sukka 5, 4.
[5]) Sukka 53 a.
[6]) Aboth 2, 6.
[7]) Ibid. 1, 14.
[8]) Ibid. 2, 4.
[9]) Ibid. 1, 12.
[10]) Aboth d. R. Nathan, K. 12.
[11]) Tosifta Berachoth, K. 2.

pflegten. Schamai, fest in seinem System der absoluten Wahrheit, erklärte strengen Tones: „Man schildere sie, wie sie ist, und lege ihr keine anderen Vorzüge bei, als die sie wirklich besitzt." Hillel dagegen meinte: „Es sei höchst unpassend, bei einer so freudigen Gelegenheit Fehler zu erwähnen, die die Freude verbittern und die Braut beschämen könnten. Man sage daher, daß sie schön und anmutig sei."

Es wäre doch aber eine Lüge sondergleichen, wendete Schamai ein, wenn man eine lahme oder blinde Braut als schön und anmutig preisen würde. Nein, wir müssen uns stets nach den Worten der Schrift richten, die uns ausdrücklich befiehlt: „Von einem falschen Ausspruch halte dich fern." (Exodus 23, 7.)

Wie aber, erwiderte Hillel, wenn ein Freund von uns, der einen schlechten Kauf gemacht, sich einer süßen Täuschung hingebend, mit dem gekauften Gegenstand sich freut und seine glückliche Zufriedenheit aller Welt zeigt. Würden wir darüber lachen? Würden wir über seinen erworbenen Besitz spotten? Ganz so verhält es sich hier. Wenn der arme Bräutigam sich in seiner Wahl getäuscht hat, aber in seiner Blindheit glücklich und zufrieden ist, so dürfen wir nicht mit einer strengen Kritik kommen und in seinen Freudenbecher Wermut hineintun[1]).

Auch für die sozialen Verhältnssie seines Volkes hatte Hillel ein offenes Auge und war bemüht, so manchem Uebel durch zeitgemäße Reform abzuhelfen. Nach dem Gesetz bekanntlich entbindet das Ablaßjahr von allen Schulden. Diese Vorschrift hatte aber zur Folge, daß die Reichen trotz der Vorschrift, Arme durch Darlehen zu unterstützen, den Armen nichts leihen wollten. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, führte Hillel das „Prosbul" ein, eine gerichtliche Prozedur, die dem Gläubiger das Recht einräumt, sein Guthaben zu jeder Zeit einfordern zu dürfen[2]).

Eine zweite, nicht minder wichtige Reform betraf die Einlösung eines verkauften Hauses in einer mit einer Mauer umringten Stadt. Nach der heiligen Schrift durfte der Verkauf das ganze Jahr hindurch mittelst Rückgabe des Geldes rückgängig gemacht werden. Damit aber der Besitzer dies durch Abwesenheit am Ende des Jahres nicht verhindern könne, traf Hillel die Einrichtung, daß der Verkäufer, wenn der Käufer am Ende des Jahres abwesend war, das zurückzuzahlende Geld dem Tempelschatzmeister einhändigen durfte, um nachher durch Gerichtszwang in den Besitz seines Hauses gelangen zu können[3]). Kein Wunder, daß er die Krone seines Geschlechtes war und daß selbst Herodes sich endlich in Ehrfurcht vor ihm beugte.

Auch sein Bruder Schebna suchte sich nun Hillel zu nähern und sprach zu ihm: „Ich gebe dir die Hälfte meines erworbenen Reichtums und gib du mir dafür die Hälfte deines dich erwartenden Lohnes."[4]) Ob Hillel auf den Vorschlag seines Bruders eingegangen war, wird nicht berichtet; es wird nur mitgeteilt, daß eine Stimme vom Himmel gehört wurde, die da rief: „Gäbe ein Mann seines Hauses ganzes Gut um Liebe — man würde ihn nur verachten."[5]) Hillel erreichte ein Alter von 120 Jahren[6]). An seiner Bahre weinte ganz Israel, wie um einen geliebten Vater, und rief wehklagend: „Dahin ist der Fromme, dahin der Bescheidene, dahin der Jünger des Schriftgelehrten Esra."[7]) Weder der Geburts- noch der Todestag dieses Geisteshelden ist uns bekannt, ja nicht einmal der Ort, wo sein Grab sich befindet, läßt sich mit Bestimmtheit bezeichnen. Doch darf uns dies nicht betrüben; denn sein Name blieb für alle Zeiten dem Leben erhalten. Seine Lehren sind, zum Lob unserer Glaubensgenossen sei es gesagt, das Gemeingut Israels geworden, sein Geist ist wie Israel selbst unsterblich geblieben, und sein Grundsatz: „**Was du nicht willst, daß man dir tue, füge auch deinem Nächsten nicht zu**", ist sein in flammender Sternenschrift glänzendes Testament.

[1]) Kathuboth 17a.
[2]) Schebiit 10, 3 und 4.
[3]) Erachin 31b.
[4]) Sota 21a.
[5]) Ibid.
[6]) Seder Hadorot.
[7]) Sota 48b.

Sprechsaal.

Die Israel-Stele.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Hamburg, 23. August 1904.

Sehr geehrter Herr!

Erst heute lese ich ihre treffliche Kritik der Broschüre Spiegelbergs in Nr. 27 der „Isr. Wochenschrift". Wie Sie richtig vermuten, ist von einem „Israelstamm" auf der Stele des Mereuphtah garnicht die Rede. Dort heißt es:

„Askalon ist fortgeführt,
Gezer ist überwältigt,
Jensam ist vernichtet,
Y-si-r-'l ist ein . . . . ohne Frucht,
Nordpalästina (Charu) ist eine Witwe für Egypten geworden."

Während die Namen Askalon, Gezer und Jensam mit dem Determinativ für Länder und Städte versehen sind, ist Y-si-r-'l mit dem Determinativ für Menschen versehen. Dieser Umstand hat Spiegelberg verführt, in Y-si-r-'l Israel zu finden.

In der Aufzählung der Namen der Inschrift ist eine Anordnung der Orte von Süden nach Norden wahrzunehmen. Dann wäre vielleicht Y-si-r-'l das biblische Jesreel. Der nördliche Teil der Ebene von Jesreel gehörte zu den fruchtbarsten Gebieten Kanaans, so daß Mereuptah ruhmredig von sich sagte, daß er durch seinen Kriegszug das fruchtbare Jesreel in ein Land oder dergl. (hier ist eine Lücke in der Inschrift der Stele) „ohne Frucht" verwandelt habe. Jesreel ist außerdem wirklich ein Eigenname (I. Chr. 4, 3; Hosea 1, 4).

In jedem Fall ist die Konstruktion eines „Stammes" Israel in Kanaan vor der Einwanderung Israels nach Kanaan (der als gleichwertvolle Leistung die völlig unbewiesene, aber darum um so allgemeiner anerkannte Gleichsetzung der Chabiri der Tell-el-amorna-Tafeln mit Israel an die Seite gestellt werden darf) ein Zeugnis für die Willkür, die auf allen Gebieten der Philologie verpönt wird, aber auf dem Freigebiet der biblischen Philologie leider noch immer gestattet ist.

Hochachtungsvoll
Prediger Dr. Rieger.

Die Politik.

(Die empfohlene Geistlosigkeit.) Die „Kreuzzeitung" hat die Verhandlungen des internationalen sozialistischen Arbeiterkongresses in Amsterdam mit berufsmäßiger Aufmerksamkeit verfolgt. Ihr Zorn gilt dem Sozialismus, in höherem Maß

noch den Juden, und selbstverständlich erreicht ihr Grimm den Gipfel, wo sie jüdische Sozialisten oder soziale Juden sieht. Sie schreibt:

„In seiner letzten Sitzung hat der internationale sozialistische Arbeiterkongreß zu Amsterdam „einstimmig“ und „unter stürmischen Beifall“ den jüdischen Arbeitern in Rußland seine volle Anerkennung dafür ausgesprochen, daß sie trotz der grausamen Verfolgungen die Fahne des Sozialismus hochhalten. Dagegen bekundete der Kongreß der russischen Regierung gegenüber „tiefsten Abscheu“, weil sie angeblich von Zeit zu Zeit „Judenmassakers“ in Szene setzt. Dieser Beschluß des Kongresses war begreiflich und berechtigt, wenn auch etwas eng gefaßt, denn um die Sache des Umsturzes haben sich nicht nur die russischen Juden, sondern die Juden aller Länder hervorragende Verdienste erworben, von Marx und Lassalle, ja von Heine, Börne und Saphir angefangen bis auf die Führer, Agitatoren und Journalisten der Revolutionäre von heute in Deutschland wie in Oesterreich, in der Schweiz usw. Minder engherzig wäre es daher gewesen, wenn der internationale Sozialistenkongreß seine volle Anerkennung nicht nur den jüdischen Sozialisten in Rußland, sondern auch den jüdischen Agitatoren aller Länder ausgesprochen haben würde. Ohne den jüdischen Geist hätte die sozialrevolutionäre Bewegung nicht annähernd einen so ausgesprochenen internationalen und intransigenten Charakter erlangt.

Diesen jüdischen Geist kennzeichnete unlängst Nikolaus Engelhardt in der „Nowoja Wremja“. Seit die Schranken des Ghettos gefallen sind, überflutet der breite Giftstrom des jüdischen Geistes unbehindert das gesamte europäische Kulturleben. Der jüdische Geist glaubt an nichts und leugnet alles. Nichts ist ihm heilig oder ehrfurchtgebietend. Deshalb ist er der Feind jeglicher Autorität und der Bahnbrecher des Anarchismus. Wenn man dem Ursprung aller anarchistischen, revolutionären und sozialistischen Bewegungen nachforschen könnte, meinte Engelhardt, so würde man sich überzeugen, daß der Gifthauch des jüdischen Geistes hierbei eine Hauptrolle spielt.

Die Anerkennung des jüdischen Geistes und seiner revolutionären Tätigkeit durch den internationalen Sozialistenkongreß in Amsterdam ist geeignet, die leitenden Kreise der Erkenntnis näher zu führen, daß es im Interesse von Staat und Gesellschaft dringend geboten erscheint, den verderblichen Einfluß des jüdischen Geistes abzuwehren und seine Träger in möglichst enge Schranken zu weisen.“

Die „Kreuzzeitung“ kennt die Gefahren genau, die von dem „breiten Giftstrom des jüdischen Geistes“ drohen. War ihr selbst doch die Drohung einmal nahegerückt. Das war, als Schlesinger alias Stahl die konservative Partei in Preußen schuf und bildete, deren Organ die „Kreuzzeitung“ ist. Glücklicherweise hatte Schlesinger alias Stahl den „jüdischen Geist“ bereits aufgegeben, als er dieser Gründung sich befleißigte, so daß er in ungefährlicher Geistlosigkeit in die Hallen der „Kreuzzeitung“ Einzug halten konnte. Daß „der Gifthauch des jüdischen Geistes“ bei allen revolutionären Bewegungen eine Hauptrolle gespielt hätte, ist übrigens eine — wahrscheinlich von Bescheidenheit eingegebene — Behauptung. Die lange Reihe der russischen Königsmörder zeigt unseres Wissens nicht einzigen jüdischen „Geist“ auf. Diese Königsmörder waren sämtlich unzweifelhaft arischen, vielfach germanischen Ursprungs. Oder sollte die „Kreuzzeitung“ der Meinung sein, daß Königsmorde, von einem hohen Adel begangen, nicht zu den revolutionären Betätigungen gehören? Jedenfalls ist das Verhalten der „Kreuzzeitung“ ganz dazu angetan, Rekruten für die Feinde einer Gesellschaft zu werben, die den Beifall der „Kreuzzeitung“ findet und ihre Fürsprache sich zuzieht.

* * *

(Unverständlich.) Zeitungsnachrichten zufolge soll eine Strafkammer in Osnabrück ein Urteil gefällt haben, in dem allgemein ausgesprochen wird, daß für jüdische Kinder eine Verpflichtung zur Teilnahme am jüdischen Religionsunterricht nicht bestehe. — Das ist ein Irrtum an dem natürlich nicht der Richter, sondern der Berichterstatter Schuld trägt.

* * *

(Herrlich weit gebracht.) In der „Deutschen Medizinal-Zeitung“ Nr. 66 findet sich im Annonzenteil folgendes Gesuch:

Dr. med. oder Cand. med.
evang. Konfession, unverheiratet, mit bakteriologischen Arbeiten vertraut, wird zur Leitung milchwirtschaftlicher Arbeiten von einem größeren Institut gesucht . . . .

Welch ein Unglück für die Kühe oder deren Milch könnte entstehen, wenn dieser Bakteriologe katholischen oder gar jüdischen Glaubens wäre! — Wir haben es wirklich herrlich weit gebracht.

* * *

(Die russische Militärgewalt.) Die in Stuttgart erscheinende „Oswoboschdenje“ veröffentlicht die Verordnung eines russischen Korpskommandeurs. Wir entnehmen ihr die Stellen, in denen der jüdischen Soldaten besonders Erwähnung getan ist:

„Um der Ausbreitung der politischen Seuche bei den Truppen vorzubeugen, müssen alle den Mannschaften, besonders Juden, zugehenden Briefe unausgesetzt kontrolliert werden. Den Juden muß verboten werden, Briefe in jüdischer Sprache zu erhalten. Solche Briefe dürfen nicht zugestellt, sondern müssen sofort an den Divisionsstab geschickt werden. Die in polnischer Sprache geschriebenen Briefe müssen von besonders ernannten Offizieren, die der polnischen Sprache mächtig sind, durchgesehen werden. Die Mannschaften, bei denen Briefe in jüdischer Sprache aufgefunden werden, müssen streng bestraft werden. In ähnlicher Weise muß auch mit anderen in einer fremden Sprache geschriebenen Briefen verfahren werden. Wenn in den von den Mannschaften erhaltenen Briefen etwas Strafbares gefunden wird, so müssen solche Briefe an die Gendarmerieverwaltung übergeben werden.

Damit solche Briefe den jüdischen Soldaten nicht doch etwa durch Vermittlung von Bekannten und Verwandten zugehen, müssen oft, jedoch nicht in regelmäßigen Zwischenräumen, die Koffer der Mannschaften durchsucht werden; dann müssen, etwa unter dem Vorwand der Kontrolle der Reinlichkeit, die Stiefel sowie Wäsche und Taschen besichtigt werden. Auch die Winkel in der Kaserne, Dachkammern, Kisten mit schmutziger Wäsche 2c. müssen durchsucht werden. Ohne die Kompagnie-, Schwadron- und Sotnienchefs sowie ältere Offiziere in den Batterien von der Verpflichtung zu befreien, solche Durchsuchungen vorzunehmen, erachte ich es für notwendig, auch die Battaillons- und Batteriechefs damit zu beauftragen und ihnen die Verantwortung für die Folgen aufzuerlegen. Den Truppenchefs liegt es ob, sich von der Durchführung dieser Instruktion durch persönliche Inspizierungen und Revisionen zu vergewissern.

Urlaub muß überhaupt eingeschränkt werden, denn die Mannschaften treiben sich, wenn sie Urlaub haben, nur auf

Plätzen und in der Stadt herum. Besonders streng muß man dabei mit den Juden verfahren.

Wenn die Juden zum Gottesdienst in die Synagoge kommandiert werden, so muß der Aelteste von ihnen das Kommando führen, der die Mannschaften dann nach der Kaserne zurückbringen muß. Einzelnen Juden darf nur mit besonderer Vorsicht Urlaub gewährt werden, und zwar mit Erlaubnis des Chefs. Sollten trotzdem auch nach Durchführung aller dieser Maßnahmen verbotene Schriften in den Kasernen gefunden werden, und sich herausstellen, daß die Mannschaften ohne Urlaub die Kaserne verlassen, so müssen die Unteroffiziere degradiert, die Kompagnie-, Schwadron- und Sotnienchefs des Kommandos enthoben werden.

Angesichts solcher Verfügungen ist es als ein Beweis unzerstörbarer Gutartigkeit der jüdischen Soldaten zu betrachten, daß sie von ihren Waffen nicht gegen ihre Peiniger Gebrauch machen. Auch darf man sich nicht wundern, daß Offiziere, denen man niedrige Polizeidienste zumutet und die solcher Zumutung sich fügen, im Feld sich als untauglich erweisen. Ein Korpskommandeur, der im Stand ist, Verfügungen zu erlassen, wie der hier mitgeteilte ist, hat seine Führerunfähigkeit dargetan, hat zugleich dargetan, daß die russische Kaserne ein Zuchthaus ist.

Wochen-Chronik.

Wochen-	August / September 1904	Elul 5664	Kalender.
Freitag . . .	26	15	Sabb. Anf. 7,1.
Sabbat . . .	27	16	פרק ג'ד' כי תבא Sabb. Ausg. 7,51.
Sonntag . . .	28	17	
Montag . . .	29	18	
Dienstag . . .	30	19	
Mittwoch. . .	31	20	
Donnerstag . .	1	21	
Freitag . . .	2	22	Sabb. Anf. 6,45.
Sabbat . . .	3	23	פרק ה'ו' נצבים וילך Sabb. Ausg. 7,35.

Berlin, 22. August. (Suspendierung vom Amt.) Der Vorstand der hiesigen jüdischen Gemeinde hat den Gemeindebibliothekar Dr. Fromer vom Amt suspendiert, nachdem dieser der Aufforderung nicht nachgekommen war, die öffentlich aufgestellte Behauptung zu dementieren, daß er der Verfasser eines in der „Zukunft" erschienenen Artikels sei, der den Juden „unterzutauchen", d. h. sich taufen zu lassen anriet.

Berlin, 24. August. (Synagogen-Einweihung.) Am 4. September findet die Einweihung der neuen Synagoge in der Rykestraße statt, nachdem gestern Abend bereits die Beleuchtungsprobe vorgenommen worden und zu allseitiger Befriedigung ausgefallen ist. Der Bau der Synagoge ist von der Gemeindeverwaltung in allen seinen Teilen in eigener Regie durchgeführt worden. Den Plan, von den Gemeindebaumeistern entworfen, haben sachverständige Mitglieder der Gemeindekörperschaften durchgeprüft. Der Bau ist auf diese Weise wohl billiger hergestellt worden, als sonst möglich gewesen wäre. Am Vorabend des Neujahrsfestes wird die Synagoge zum erstenmal in Benutzung genommen. Von den 2000 Plätzen, die sie umfaßt, sind 1000 bereits vergeben, allerdings in der Hauptsache die billigeren Plätze. Vielleicht wird man sich entschließen, die Preise der vorderen Plätze noch zu ermäßigen. Immerhin wird die Vermietung von 1000 Plätzen bereits als ein Beweis dafür angesehen, daß ein dringender Bedarf vorlag.

Königsberg i. Pr. (Neue Vorschriften für russische Auswanderer.) Seit einiger Zeit werden an den deutsch-russischen Grenzstationen von den russischen Auswanderern, die nach England zu gehen beabsichtigen, Gouvernementspässe verlangt, die nur die wenigsten Reisenden vorzuweisen imstande sind. Merkwürdigerweise werden die nach Amerika auswandernden Russen auch ohne solche Pässe auf die Schiffe gelassen, die Verordnung gilt also nur für England. Den armen Auswanderern wird nun die Wahl gestellt, ihre letzten Ersparnisse zur Rückkehr in ihre Heimat zu verwenden oder zum Ankauf der ungleich teureren Fahrkarten nach Amerika. Aus welchem Grund die Pässe nur für England und nicht auch für Amerika vorgeschrieben sind, ist nicht ersichtlich, jedenfalls werden die englischen Auswanderer-Schiffsgesellschaften durch diese Vorschrift erheblich geschädigt. Viele Auswanderer reisen nach Amerika über England, weil von hier aus die Ueberfahrt bedeutend billiger ist, als für die entsprechende Entfernung auf deutschen Schiffen. Die neue Maßnahme zwingt die aus Rußland kommenden Auswanderer, die ganze Ueberfahrt auf deutschen Schiffen für bedeutend höheren Fahrpreis zu machen. Ob die neuen Vorschriften nur bezwecken, den etwaigen Bestimmungsort der Auswanderer zu statistischen Feststellungen zu ermitteln, bleibt abzuwarten.

Wien, 23. August. (General Stöffels Abstammung.) Die Wiener Allgemeine Zeitung teilt mit, General Stössel, der Verteidiger Port Arthurs, stamme aus Oesterreich, aus Brünn, von einer dortigen jüdischen Familie. Er habe in jungen Jahren Oesterreich verlassen und sei zum orthodoxen Glauben übergetreten. Er habe in Brünn und Nikolsburg noch Verwandte. Tatsache ist, daß in Brünn ein Tuchfabrikant namens Stössel lebt, in dessen Familie angenommen wird, General Stössel sei identisch mit einem Verwandten, der sich als junger Mann nach Rußland begeben, und von dem die Familie seitdem nichts mehr gehört hat.

St. Petersburg, 21. August. (Aerzte und Juden.) Die hiesige Tageszeitung „Nowosti" führt in einem längeren Artikel aus, wie notwendig es wäre, die Einschränkungen aufzuheben, die den Juden in Rußland das Studium der Medizin erschweren. Die jüdischen Aerzte haben schon jetzt, wo die Zahl der jüdischen Studierenden an den russischen Universitäten nur 3 bis 10 pCt. betragen darf, wo Juden an der Militärmedizinschule überhaupt nicht zugelassen sind, auf dem Kriegsschauplatz überaus wertvolle Dienste geleistet. In Charbin allein befinden sich 45 jüdische Aerzte, das ist 50 pCt. aller jüdischen Militärärzte. Die russische Bevölkerung hat eine größere Zahl von Aerzten dringend nötig. Wie die obige Statistik beweist, haben die nichtjüdischen Russen von der ihnen offenstehenden ärztlichen Karriere bei weitem nicht den Gebrauch gemacht, der für den Bedarf an Aerzten erwünscht wäre. Das russische Volk muß mehr Aerzte haben, schon damit es besser in den Erfordernissen der Hygiene unterwiesen wird, und damit die Massen nicht den Heilversuchen der Quacksalber und Kurpfuscher anheimfallen, die vorgeben, über allerhand mystische und Zaubergeheimnisse zu verfügen. Einige von den jüdischen Aerzten, die sich bei der Kriegsarmee befinden, haben sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. Dr. Kantorowitsch aus Elisabetgrad hat sich der Regierung zur Verfügung gestellt, obwohl er selbst schwer leidend war. Ohne sich zu schonen, hat er seine berufliche Tätigkeit ausgeübt und ist schließlich in

Mukden an den Folgen der Anstrengungen gestorben. — Dr. Petermann liegt in Turentschin schwer krank an den Folgen einer Erkältung, die er sich zugezogen, als er zwei verwundete russische Soldaten durch einen Fluß trug. Er hofft wieder gesund zu werden und hat die Absicht, sich sofort nach seiner Genesung wieder in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. — Dr. Lurje, ebenfalls aus Elisabetgrad, war auf dem Schlachtfeld von Waffangu mit zwei Trägern vom roten Kreuz beruflich so eifrig beschäftigt, daß er nicht merkte, wie die Russen sich zurückzogen, und sich plötzlich den Japanern gegenübersah. Der Arzt wollte sich nicht gefangen geben und floh mit den beiden Trägern in der Richtung der sich zurückziehenden Russen. Die Träger wurden von den verfolgenden Japanern erschossen, Dr. Lurje schwer verwundet. Trotzdem schleppte er sich weiter, bis er 15 Werst vom Schlachtfeld entfernt ohnmächtig zusammenbrach. Nach zwei Tagen erst wurde er von einer russischen Patrouille gefunden und in das nächste Feldlazarett gebracht. Hier besuchte ihn der Höchstkommandierende, General Kuropatkin, unterhielt sich längere Zeit mit ihm und versprach ihm das Kreuz des Georgordens.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Das jüdische Mädchenstift in Berlin zur unentgeltlichen Ausbildung unbemittelter Mädchen für den Dienstbotenberuf nimmt für die zum 1. Oktober frei werdenden Stellen schon jetzt Anmeldungen entgegen, die an den Vorsitzenden Dr. Strelitz, Schönhauser Allee 162, zu richten sind. — In der Fabrikstadt Bialystok soll am 13. August im Alter von 130 Jahren eine Frau Rachel Stein, geborene Goldowska, gestorben sein. Russische Blätter verbürgen sich für die Richtigkeit der Meldung. Aus den Büchern der jüdischen Gemeinde Bialystok gehe das hohe Alter unzweifelhaft hervor. Die Stellung ist trotz der Bürgschaft nicht sehr wahrscheinlich.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von **C. Berg.**

(Fortsetzung.)

Trotz seiner ungeheuren Erregung bemerkte Alfred bei sich, daß jetzt seine Mutter viel abgerundeter und eleganter schrieb — „Die Schifferin soll ich sein!!! Gezeichnet von Alfred, Graf Leuchtenburg, auch Blondel genannt". Dann ein Strauß verdorrtes Edelweiß ein paar Muscheln, ein Stern aus Flittergold — Alfred warf den ganzen Tand, mit fieberheißen Händen wühlend, durcheinander — da stieß er auf ein hartes Päckchen, in ein Stück weißen Mull gehüllt und eingenäht. Er zerriß das dünne Zeug: es enthielt eine kleine Schachtel, ein Etui von dunkelblauem Sammet; auf einen Druck sprang es auf: Steine, Brillanten strahlten ihm entgegen von kostbarer Schönheit, Diamanten, die das auf Emaille gemalte Bild eines etwa zwölfjährigen Knaben umkränzten und umstrahlten — Zug um Zug, deutlich im Spiegel der Vergangenheit erblickte Alfred das Antlitz des Leuchtenburgers.

Stöhnend vor Schmerz stieß er die Kassette von sich und rannte wie ein Rasender durch das kleine Gemach. Es war also etwas daran? Es war keine Erfindung, keine Lüge, was dieser Herz über Alfreds angebetete Mutter verbreitet hatte! Der Unglückliche hielt einen in die Augen stechenden Beweis in Händen, daß die Frau, die sein edler, gütiger Vater zur Gattin gewählt, daß seine Mutter, die er von Klein auf als das Ideal eines frommen jüdischen Weibes verehrt, eine Liebschaft mit einem Christen hatte! Denn nur seiner Geliebten konnte der Leuchtenburger dieses fürstliche Geschenk verehrt haben! Die Pulse Alfreds hämmerten zum Zerspringen. . . . Und was sollte er von dem toten, noch heute schmerzlich betrauerten Vater denken — mußte er ihn bedauern oder geringschätzen? . . . Verschwommene, längst vergessen geglaubte Erinnerungen wurden in ihm wach: Er lehnte in der Dämmerstunde als Knabe mit Luise an der Mutter Knieen; Frau Posthuma erzählte ihren Kindern Märchen, und in all diesen Zauber- und Feengeschichten erschien ein Prinz als Held; sein Reich war ein großes Schloß mit Park und Wild, umgeben von einem See, auf dessen Wasser sich stolze Schwäne wiegten; alljährlich zweimal pflegte Frau Posthuma mit ihren Kindern nach Freystadt zu fahren, um an das Grab ihres Gatten zu pilgern; einmal war Alfred mit Luise allein in den Leuchtenburger Park gelaufen; vor dem Schloß begegnete ihnen eine große, sehr schöne alte Dame mit sammetnem Schleppkleid, die hatte ihn und Luise angehalten und nach ihren Namen gefragt, und hernach Alfred mit ihrer schlanken beringten Hand die Wangen gestreichelt, so daß der große Junge glühend rot geworden war. Urban belehrte sie dann, daß die vornehme Matrone die Fürstin Leuchtenburg gewesen sei. . . . Ja, Urban! Urban war nun über fünfundzwanzig Jahre im Haus, der hätte ihm reine Wahrheit schenken können, wenn er wollte; aber Urban war seiner Herrin treu ergeben: spießen und foltern ließ er sich für die „Madame", ehe er ein Frau Posthuma belastendes Geheimnis verraten würde. Alfred hätte den Diener unmöglich befragen können, so furchtbar empfand er selbst die Schande seines Verdachts, aber als ob der treue Mann die Seelenqualen seines jungen Gebieters geahnt hätte, umschlich er ihn unruhig und besorgt, bis er endlich gerade heraus fragte: „was denn dem jungen Herrn widerfahren sei? Ob Alfred krank wäre? Ob der junge Herrim Dienst etwas angestellt habe? Ob es nicht besser wäre, nach der Madame zu depeschieren?" Alfred, in die Enge getrieben, hatte ihn angefahren; Urban ging brummend hinaus: harte Worte war er Dienst der Stahls nicht gewöhnt. Trotzdem beobachtete er seinen jungen Herrn mit Argusaugen, und mit dem Spürsinn der Dienstboten fand er bald heraus, wie der Hase lief; er kaufte sich die Burschen Meiers und Alfreds durch kleine Geldgeschenke, traktierte sie mit Schnaps und Bier, und ehe es die biederen Polacken gewahr wurden, hatte ihnen Urban mit echter Lakaienschlauheit die Geheimnisse ihrer Unteroffiziere abgefragt. Urban wütete. Schöne Sachen! Auf die Wache hatte man seinen Herrn gebracht!

Wenn das die Madame erfuhr! Und wenn er heraus bekäme, wer seinem jungen Herrn diese niederträchtige Klatscherei in den Kopf gesetzt, er würde dem Hallunken den Kragen umdrehen. . . . Alfred, nur mit sich und seinem Gram beschäftigt, hatte kein Auge für den treuen Diener; er sollte sogleich die liebevolle Fürsorge der treuen Menschen gewahr werden.

In dem kleinen Boudoir hielt er es nicht länger aus, es trieb ihn in den großen Salon vor das lebensgroße Gemälde seines Vaters. Alfred hätte dem Bild zuschreien mögen: „Sprich! Löse meine Zweifel!“ Da öffnete sich hinter ihm eine Tür, und eine wohlbekannte Stimme rief: „Alfred! Alfred! Was treibst du, du Schlingel?“ Vor ihm stand sein Onkel Lothar und schob die Brille fest an die Augen, um ihn genauer zu beschauen. Urban war lautlos mit ins Zimmer getreten und zog die Jalousien in die Höhe: der Herr Geheimrat sollte doch Licht haben, um sich die Bescherung gründlich zu besehen.

Alfred war sehr überrascht und nervös erregt. Er betrachtete es beinahe wie ein überirdisches Ereignis, wie eine Schickung von dem Unsichtbaren, daß der Bruder seines Vaters vor ihm stand.

„Onkel, du?!“ stammelte er verwirrt. . . .

„Ja, ich, wenn du es nicht übelnimmst. Höre Junge, du gefällst mir schlecht. All dein Lebtag hattest du nicht diese Ränder um die Augen, und ein netter Puls: neunundbreißig — vierzig! Wirst du dich auf der Stelle zu Bett legen, du Taugenichts! Es war die höchste Zeit, daß Urban an mich telegraphiert hat. . . .“

„Urban! Was unterstandest du dich!“ brauste Alfred auf. „Bist du verrückt?“

„Sehr gescheit hat er es angestellt“, sprach der Geheimrat, wohlwollend zu Urban hinüberblickend, der beleidigt brummte: „Ja, wie lange soll ich das Unwesen mit ansehen? Nicht essen, nicht trinken, immerfort seufzen und stöhnen! Und das Angeben und Rasen — wenn das die Madame wüßte!“

„Na, sie weiß es ja nicht, mein Braver, Dank Ihrer Vorsicht“, sagte der Geheimrat freundlich. „Und jetzt bringen Sie mir gütigst einen Mosel; dann lassen Sie mich mit diesem ungeberdigen Krieger allein! . . . So, cher neveu“, fragte fragte Lothar, sich gemütlich in einem Fauteuil streckend, „was geht mit dir vor? Hast du Schulden? Oder Unannehmlichkeiten im Dienst? Bekenne, los!“

„Wenn es nur das wäre!“ murmelte Alfred.

„Nur das! Ich sollte meinen, das wären genug Schwulitäten für einen gewöhnlichen Sterblichen.“

„Es scheint, daß ich kein gewöhnlicher Sterblicher mehr bin!“

„Aha, der Herr Offizier ist dir zu Kopf gestiegen“, schmunzelte der Geheimrat. „Ja siehst du, und wir haben dir noch garnicht zu deiner schnellen Beförderung gratuliert!“

„Es macht nichts“, knirschte Alfred, „ich hätte ohnehin die größte Lust, mir die Tressen herunterzureißen.“

„Was?!“ Dr. Lothar schob die Brille in die Höhe und starrte Alfred mit weit aufgerissenen Augen an. „Bist du wahnsinnig, Junge?“

„Ja, ich bin wahnsinnig, ich fühle, daß ich es werde“, schrie Alfred, und nicht länger an sich haltend, brach er in Tränen aus. Dann legte er vor dem alten Mann eine rückhaltlose Beichte ab: Alles, was ihn da peinigte und quälte von schwarzen Zweifeln und giftigem Verdacht, von der ersten unschuldigen Bemerkung Lottchens, als er dem Leuchtenburger im Park begegnete, und wie nach der freundlichen Anrede des Fürsten die gewiß harmlosen Worte Lottchens von der großen Aehnlichkeit wie Drachensaat in sein Herz gefallen seien, wie es ihn auf geheimnisvolle Art beunruhigt habe, daß er nach dem Rat seiner Mutter auf des Fürsten Pferd gewann, bis zu der brutalen Beschimpfung, die ihm Rost öffentlich ins Gesicht geschleudert, wie er noch alles für Verleumdung und Zufall hätte halten wollen, bis er in dem Doppelboden dieses Kastens die Bilder und Brillanten gefunden, die seine Mutter hier vielleicht zur heimlichen Erinnerung an ihre Liebschaft mit dem Oberst aufbewahrt! Er sei zum Sterben unglücklich, denn er müsse an seiner Mutter, einer Frau, die einen so edlen, liebenswerten Mann besessen und verraten, an dieser Frau müsse er irrre werden.

Schweigend hatte ihn der Geheimrat angehört, aber finster, immer finsterer wurde sein kluges Gesicht, auf dem sich Teilnahme und Empörung stritten, bis er jetzt hart und streng seinen Neffen anfuhr: „Irre werden — an deiner Mutter! Unglücklicher, schämst du dich nicht, solche Worte zu gebrauchen?!“

Alfred sah ihn erstaunt an: „Aber Onkel, hast du deinen Bruder nicht geliebt? Müßtest du nicht der Erste sein, meine Gefühle zu begreifen?“

„Ich begreife nur eins“, sprach der Geheimrat streng, „ich sehe, daß hier ein junger Mensch, dessen Vernunft ich für klarer und dessen Urteil ich für gesünder gehalten, sich aus fremden Lügen, eigenen Phantasien und falsch und entstellt wiedergegebenen Tatsachen ein Zerrbild geschaffen hat, das dank unaufhörlicher Betrachtung zu leben scheint, wie etwa von dem ersten besten Stümper an die Wand geklexte Karrikatur Bewegung gewinnt, sofern ein hypnotisiertes Auge die Fratze ununterbrochen fixiert. . . . Ich will dirs gern glauben, daß du rasen magst; wälzt sich in mir altem Mann doch das Blut voll Empörung ob solch schändlichem Geschwätz! Wer lange lebt, muß viel Böses erleiden, aber selbst in der schwarzen Stunde, da ich die grausige Entdeckung machte, daß ich meinen einzigen Bruder werde am Leberkrebs hinsiechen sehen, habe ich nicht geringeren Schmerz gefühlt als jetzt, da ich seinen Sohn die eigene Mutter lästern hörte!“

„Onkel“, schrie Alfred, „gib mir Beweise, daß ich mich irre, daß Herz lügt!“

„Natürlich lügt er“, donnerte Dr. Lothar, „und du wärst nicht der erste Dummkopf, der einem Hallunken mehr glaubt als sechs anständigen Menschen. Ein Narr macht viele, aber hundert Weise machen nicht einen Narren klug. Beweise! Welches sollen doch deine Beweise für deine Abkunft von dem Fürsten sein? Blaue Augen — blondes Haar! Erkennungszeichen, wie aus einem verschollenen Ritterroman — alle Stahls, deine Mutter und Luise auch haben blaue Augen. Da schau her! Die meinigen sind es, nur unter der Brille erscheinen sie verblichen und matt. Und wäre dein Vater, als er heiratete, nicht bereits in den fünfzig gewesen, so hättest du seinen blonden Haarschmuck noch erlebt, leider hast du ihn nur noch in der Frisur Julius Caesars gekannt. Du siehst, auf diesen „Beweis“ hin, hast du weder von Rechts- noch von Linkswegen auf einen fürstlichen Vater zu hoffen! Der Oberst interessiert sich für dich, das ist wahr und ist natürlich; denn er und deine Mutter haben als Nachbarskinder mit einander gespielt. . . . Daß sich der zwanzigjährige Graf auf einem Ball in deine Mutter, die ein bildschönes Mädel war, sterblich verliebte, ist gleichfalls wahr, aber dein kluger Vater hat seine damalige Adoptivtochter dem sehr stürmischen Bewerber schnell nach Paris entführt. Herr Herz hat in jener Zeit schon sein Bestes getan, die ihm verhaßte Stieftochter zu verleumden; es glückte ihm, den Bräutigam für seine Lily wegzufischen, aber Emil, mein Bruder, hat den Intriguanten gehörig gestraft, indem er sein erstes Testament, das Lily und Posthuma zu gleichen Teilen als Erbinnen behandelte, einfach annullierte, und Postel zum Weib nahm. Wunderst du dich, daß Herr Herz deine Mutter noch heute haßt? Wer anders als Herz hat ein Interesse daran, deine deine Geburt für illegitim zu erklären? Hältst du diesen Mann noch für glaubwürdig?“

„Aber die Brillanten hier in diesem Versteck?“ fragte Alfred eingeschüchtert.

„Ueber diese vermag vielleicht Urban eine Auskunft zu geben", und ehe ihn Alfred daran hindern konnte, öffnete der Geheimrat die Tür: „Urban, he, Urban! Ah, da sind Sie schon!"

Urban, der nach Art solcher Leute natürlich gehorcht hatte, kam sogleich herbei.

„Kennen Sie diesen Schmuck?" fragte Dr. Lothar und wies ihm das Kollier.

„Ob ich's kenne!" erwiderte der Diener mit verstecktem Triumph. „Auf Reisen hat der Herr seelig es immer mit bei den andern Bijous verwahrt. Unzählige Male hab ich die Schachtel in meinen Händen gehabt. Es ist ein Geschenk der alten Fürstin Leuchtenburg für die Madame, als sie noch Mademoiselle geheißen hat. Auf der Rückseite von dem Bildchen steht ja — da — der Alte buchstabierte, mit dem Finger, auf die puppenartig klein eingegrabenen Lettern zeigend: „Luison, princesse de Leuchtembourg". Und er warf seinem jungen Herrn einen Blick zu, der Alfred nicht einen Moment darüber in Zweifel ließ, wie schwer ihn der treue Mensch verdammte.

„Es ist gut, Urban", sprach der Geheimrat, „Sie können gehen"... „Nun", fragte er, als der Diener sich wieder diskret nach außen auf seinen Lauscherposten zurückgezogen. „Auch dieser Teil deiner Anklage wäre zurückgeschlagen. Ich könnte dir zuletzt noch als Arzt deiner Eltern aus meinen Büchern mancherlei mitteilen, aber ich denke, das Gehörte genügt. Oder glaubst du mich auch von des Leuchtenburgers Schätzen erkauft?"

„Onkel!" rief Alfred, sich unter Lachen und Weinen an seine Brust werfend, „verzeih mir, ich bin ein ganz schlechter Kerl!"

„Schlecht nicht", murmelte der Geheimrat, den erregt Schluchzenden sanft auf einen Stuhl drückend, „aber dumm, sehr dumm! Wer seinen Feinden glaubt, ist immer ein Esel! ... Nun, es ist ja gut; bist doch sonst ein Mann, Junge, laß das Flennen nun sein! Und sorge ja, daß deine Mutter von der ganzen Geschichte nichts erfahre! Sie liebt dich mehr als ihr Leben, aber das würde sie selbst dir schwer verzeihen!"

„O Mutter! Mutter!" schluchzte Alfred. In der Freude, die Ehre der geliebten Eltern wieder rein zu wissen, ward ihm ein anderes furchtbar klar: Die Infamie Herzens hielt ihn für ewig von Lottchen getrennt.

„So beruhige dich doch!" mahnte der Oheim. „Trinke einen Schluck Wein! ... Es kommt Jemand. Beherrsche dich!"

„Mahlzeit! Diener, Herr Geheimrat! Alles ist erlogen! Frecher Schwindel! Der Fürst ist ein großartig vernünftiger Mensch!" Meier stürzte ein Glas Wein herunter und warf sich außer Atem auf einen Stuhl.

„Sie kommen von dem Fürsten?" fragte Lothar überrascht.

„Hatte soeben die Ehre! Ist ein famoser Herr!" Und mit übersprudelnden Worten berichtete er die Unterredung, die er mit dem Oberst gehabt hatte. „Jeder andere hätte mich hinausgeworfen", schloß Meier begeistert.

„Du bist ein Freund", sprach Alfred bewegt, indem er ihn umarmte.

Der Geheimrat stand auf. „Meier, sehen Sie zu, daß Sie das verkleidete Fräulein dort aus der Rührseligkeit hinauskriegen! Ich werde ein paar Pulver aufschreiben, und Urban wird darauf halten, daß du dich zu Bett legst."

„Am hellichten Tag?"

„Auf der Stelle! Adieu!"

„Leb wohl, Onkel, ich danke dir schön."

Der Geheimrat erwiderte herzlich den Händedruck: „Schon gut, schon gut! Sei vernünftig, Kerlchen. Adieu, meine Herren!"

„Dein Onkel hat Recht", sprach Meier besorgt, „du siehst sehr übel aus, Alf. Vorwärts, Mann, leg dich zu Bett!"

„Fällt mir nicht ein, mir ist jetzt wohl, wie der Forelle im Bach. Horch mal, die Falkensteine kommen! Es rasseln die Säbel, es klirret der Sporn."

Flick und Flock rissen die Tür auf: „Mahlzeit! Mahlzeit!"

„Mahlzeit, Jungens! Meierchen, du sitzest an der Klingel, läute doch mal, Urban soll Wein bringen!"

Urban erschien und tat bald, als habe er die Worte Meiers überhört. „Der Herr Geheimrat haben befohlen, Herr Stahl möchte die Pulver nehmen und sich zur Ruh' legen", sprach er gemessen.

„Du wirst gleich hinausfliegen", zürnte Alfred, „aber erst bring uns zu trinken, marsch!"

Aber der Alte kam nicht wieder. Schließlich schaffte Meier, der im Haus gut Bescheid wußte, Wein und Gläser herbei.

„Du bekommst keinen Tropfen", erklärte er Alfred, der die Flasche entkorkt hatte und trinken wollte, „ehe du nicht deine Pulver unten hast!"

„Gib acht, wie ich sie unten haben werde", rief Alfred übermütig und warf sie zum Fenster hinaus.

Meier wurde böse: „Das ist doch Kinderei!"

„Ach gib dich zu gut", lachte Alfred, „ich hab mein Lebtag kein Medikament genommen, ich tu's auch heute nicht. Wozu? Ich bin kerngesund. ... Was wißt Ihr neues, meine Herren? Wie ist morgen der Dienst?"

„Freu' dich auf Besseres", brummte Flick, „Ausmarsch dreißig Minuten nach vier Uhr nach Braunshof!"

„Verdammt!" Alfred fuhr auf. „Morgen um fünf sollte mein Tanz mit Rost stattfinden."

„Erst der Dienst, dann das Privatvergnügen. Rost ist in der Kaserne interniert."

„Warum?"

„Er hat wieder irgend was ausgefressen."

„Was?"

„Weiß es nicht."

„Meier, warum lachst du so verschmitzt?

Meier erzählte einen grundfaulen Witz und behauptete dreist, der wäre ihm eben eingefallen. Er konnte Alfred unmöglich berichten, wie sehr ihn des Obersten schnelles Handeln, das Duell zu hintertreiben, amüsierte.

„Und darum lachst du?" rief Alfred empört. „Wie kann dir bei ernsten Dingen so dummes Zeug in den Sinn kommen! Wie soll ich mit Rost nun losgehen?"

„Wahrscheinlich garnicht", erklärte Flick. „Man munkelt, der Oberst werde Rost verbieten, sich zu schlagen. Die Sache soll vor den Ehrenrat."

„Hoho!" rief Alfred, „es ist meine Angelegenheit und nicht die des Herrn Oberst."

„Fängst du nun wieder an?" schrie Meier, auf den Tisch schlagend, „ich dächte die Sache wäre erledigt!"

„Aber siehst du nicht ein, daß ich mich schlagen muß?" entgegnete Alfred, „was wird Rost, was werden die andern beim Regiment sagen? Sie werden sagen: Der Jude drückt sich."

„So tut es in Henkers Namen, aber es muß doch nicht morgen sein. Was nicht geht, geht eben nicht!"

Es klopfte. Alfreds Bursche kam herein und brachte seinem Herrn einen Brief: „Unten steht einer und wartet auf Antwort."

Alfred las schnell. „Sehr gut! Hört, was mir Rost proponiert. Es geht ihm wie mir: er wünscht die Affäre los zu sein. Er will aus der Kaserne durchbrennen und Punkt

vier Uhr zum Rendezvous im Augustapark zur Stelle sein. Was sagt Ihr dazu?"

„Wahnsinn!" erklärte Meier kalt.

„Siebenstündiger Marsch und vorher sich schießen — macht kein vernünftiger Mensch. Ich rate ab!"

„Ich stimme den geehrten Vorrednern bei."

„Und ich tu's doch", sagte Alfred bestimmt. „Wenigstens wird ein Ende. Sagen Sie dem unten, es ist gut, wir werden kommen! . . . Macht nicht so lange Gesichter, Kinder, seid fidel! Es wird alles gut werden. Ich werde schon Glück haben. Was! Ihr wollt gehen?"

Die Falkensteine brachen auf: „Geh schlafen, Stahl! . . . Gut Nacht. Gut Nacht! Also auf morgen!"

„Meier, du bleibst noch hier!" bat Alfred. „Trinke noch eins!"

„Hörst du nicht?" Von der nahen Kaserne her tönte lang gezogen das Nachtsignal. „Verdammt, ich muß eilen, ich habe meine Urlaubskarte nicht bei mir."

„Ohne Umstände bleibe hier! Für ein gutes Bett ist gesorgt."

„Damit du die ganze Nacht mit mir schwätzest? Nein, mein Alter, du wirst dich jetzt aufs Ohr legen und schlafen wie ein Bär. Gut Nacht!"

Alfred begleitete seinen Freund bis an die Treppe, die durch einen Gaskandelaber erleuchtet wurde. War es das Gaslicht, das die Züge Alfreds so bleich erscheinen ließ? „Geh hinein, Alfred, und lege dich hin!" drängte Meier.

Alfred lachte: „Du bist doch ärger, Mensch, als eine alte Kinderfrau. Also, morgen um vier!"

„Um vier. Gut Nacht!" . . .

Meier sprang wie immer drei Stufen auf einmal hinab. Als er an der Biegung in der Mitte der Treppe hielt, verlöschte plötzlich das Gas. Das war nichts Ungewöhnliches in diesem Haus, aber nun geschah dem jungen Soldaten etwas sehr Seltsames. Er hatte die körperlich deutliche Empfindung, als laure da einer auf den Stufen, der nicht fort wollte. Er war da, Meier hätte ihn greifen, sich mit ihm schlagen mögen. Erschrocken und hastig fuhr er in die Taschen nach dem Feuerzeug, aber die Hände waren ihm wie gelähmt. Ihn fror. Und nun klomm er zitternd im Dunkeln, kalte Schweißtropfen auf der Stirn, Stufe für Stufe wieder die Treppe hinauf, der Fremde ihm auf den Fersen nach. Meier tastete nach der Klingel und läutete Sturm.

Alfred öffnete. Das Entree war erhellt, er bemerkte sogleich das verstörte Aussehen des Freundes. „Was ist denn Otto? Ist dir etwas geschehen?"

Das Licht und die Stimme Alfreds wirkten beruhigend auf Meiers Nerven; nun schämte er sich: wahrhaftig, er benahm sich wie ein altes Weib. Das war ja dummes Zeug, um Kinder fürchten zu machen — überdies war Alfred mutig wie ein Held. „Ich habe mein Feuerzeug bei dir gelassen", stotterte er.

„Hier nimm es!" Alfred hielt die kleine Büchse in den Händen; er hatte, ohne es zu wissen, gedankenlos damit gespielt. „Urban, leuchten Sie dem Herrn Unteroffizier; das Gas streikt". Und seinen Arm um Meiers Schulter legend, sprach er freundlich: „Geh unbesorgt! Wir werden schon Glück haben."

„Werden's schon machen!" Meier mühte sich zu lächeln und ging.

Als Alfred allein war, setzte er sich an sein Pult, um an die Mutter, an Luise und Lottchen zu schreiben. Nachdem der dritte der Briefe die zwölfte Seitenzahl erreicht hatte, begann er, sie durchzulesen, aber alles, was er geschrieben hatte, mißfiel ihm so gründlich, kam ihm so übertrieben und pathetisch vor, daß er aufstand, die sämtlichen Papiere in den Ofen steckte und ein paar brennende Zündhölzer nach ihnen warf. Mochte alles verkohlen! Wenn das Morgen glücklich vorüber war, würde er seiner Mutter alles gestehen; sie werde ihm sicher verzeihen, die unendlich gute Mutter. Und Lottchen! Alfred seufzte, was konnte das arme Kind für die Niederträchtigkeit des Alten? Aber so lange dieser schurkische Herz lebte, war an eine Verbindung Alfreds mit der Enkelin nicht mehr zu denken. Lottchen dauerte ihn unsäglich; er wußte, ihre Liebe war viel tiefer und stärker als die seine; die Mutter und Luise hatten ja recht: er war doch zum Heiraten noch viel zu jung; aber mit dem Leichtsinn der Jugend hatte er Lottchen sein Wort gegeben. Warum sich jetzt damit quälen? Das Leben ist noch lang und schön, so schön! Er genoß so viel Liebe und würde noch viel Liebe geben.

Urban stand an der Tür: „Herr Stahl, es ist Mitternacht!"

„Schön, schön! Geh du nur selbst zu Bett, alter Freund! Ich werde noch mehr als genug schlafen." Er erhob sich, ging nach dem Salon und öffnete das Klavier. Bald darauf erklang sein schöner, weicher Bariton durch die nächtige Stille, und vollendet spielte und begleitete er sich selbst zu Schuberts göttlichem Lied „an die Musik": „Du holde Kunst — in wieviel grauen Stunden".

Urban lauschte hinter der Portiere. Dem Alten war zu Mut, als müsse er beten. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Alte Abonnentin in Fao. Die Spaltung in der Gemeinde ist ja sehr bedauerlich, aber schließlich ist doch der Gemeinde die Abschiedsfreude zu gönnen, die erste, die ihr von den getrennten Mitgliedern bereitet worden ist. — L. N. in J. Sie müssen schon selbst dafür sorgen, daß Ihnen dort die Bildungsquelle fließt. Daß Sie die Geburtsstadt des Redakteurs besucht haben, verschafft beim Verleger noch keinen Anspruch auf ein Freiexemplar. — L. W. in B. Ihr Wunsch ist gern erfüllt worden. — L. T. in B. Unzweifelhaft ist Begabung vorhanden, Schulung aber fehlt noch allzu sehr. Daß Ihnen „die Berliner" nicht gefallen, ist gewiß Ihr gutes Recht. Daß Sie es laut sagen, ist nicht in demselben Maß Ihr Recht. Kommt Ihnen nicht die Vermutung, das Mißfallen könnte auf Gegenseitigkeit beruhen? — Herrn Dr. M. in B. Du hast's erreicht, Oktavio. Wer hat denn eigentlich die ganze Blamage angerichtet? — Herrn P. in K. Ich hätte gern wieder einmal Nachricht von Ihnen. — Herrn M C. in M. Keine Antwort ist zuweilen ganz verständlich, höflich aber nur in den seltensten Fällen. — Herrn A. L. in B. Sie wollen nichts haben, bei Leibe nichts; nur eine Anstellung und die Umzugskosten. Das ist fast zu bescheiden. Vermutlich haben Sie auch aus Bescheidenheit anzugeben unterlassen, was Sie leisten können. — Dr. R. in H. An wen sollen die gewünschten 4 Nummern (M. 1,30 Nach-Nachnahme) gehen?

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.